

# **3 Vor der Paradigmenbildung: Sprachkontakt und kontaktbedingter Sprachwandel in der Sprachreflexion bis zum 19. Jahrhundert**

## **3.1 Einleitung**

Eine These der vorliegenden Arbeit ist, dass die Beschäftigung mit Sprachkontakt und kontaktbedingtem Sprachwandel (oder Sprachmischung) nicht erst im 19. oder gar im 20. Jahrhundert einsetzte, wie es die bisherige Geschichtsschreibung der Kontaktlinguistik beschreibt, sondern dass sie weiter, viel weiter zurückreicht – im Grunde bis an die Anfänge der europäischen Sprachreflexion selbst. Die Aufgabe dieses dritten Kapitels ist es, dieser These nachzugehen und in der Geschichtsschreibung beziehungsweise in den überlieferten Texten dieser europäischen Sprachreflexion Thematisierungen und Interpretationen von Kontakt und Mischung aufzuspüren, diese in ihre historischen, philosophischen und anderen relevanten Kontexte einzuordnen und so herauszuarbeiten, welche Bedeutung und Funktion diese Themen in der europäischen Kulturgeschichte und spezifisch im Nachdenken über Sprache vor dem 19. Jahrhundert hatten. Anders gesagt will dieser Abschnitt eine Geschichte der europäischen Sprachreflexion aus der Perspektive von Sprachkontakt und kontaktbedingtem Sprachwandel erzählen – eine Geschichte, die sich hier von der griechischen Antike bis zum Ende des 18. Jahrhunderts spannt. An der Jahrhundertwende um 1800 endet die Beschäftigung mit diesen Themen nicht, aber sie nimmt danach einen signifikant anderen Charakter an, was ein neues Kapitel und auch einen Wechsel in Perspektive und Methode notwendig macht. Sprachbezogene Reflexionen außerhalb Europas werden nicht berücksichtigt, zum einen aus Gründen der Fokussierung, zum anderen, weil die Ursprünge der europäischen Sprachwissenschaft im antiken Griechenland im Wesentlichen unabhängig von den zeitlich früher angesiedelten Schriften Indiens und des Nahen Ostens entwickelt wurden. Für eine Darstellung der außereuropäischen linguistischen Traditionen kann zum Beispiel auf die entsprechenden Abschnitte in Borst (1995), Itkonen (1991) und Auroux et al. (2000) verwiesen werden.

Für das Vorgehen in diesem dritten Kapitel bieten sich aufgrund der enormen Zeitspanne, die es umfasst, eine eher makroskopische Perspektive, eine Materialkombination aus Primärtexten und vorhandener Historiografie der Sprachwissenschaft<sup>46</sup> sowie für eine grobe Ordnung in der Chronologie die Periodisierungen der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte an. Hinter der Referenz auf Letztere steckt die allgemein anerkannte Prämisse, dass die dominanten weltanschaulichen und intellektuellen Strömungen oder Denkfiguren der einzelnen Epochen sich auch in der Sprachreflexion und mithin, so muss die Prämisse hier erweitert werden, in der Behandlung von Sprachkontakt und kontaktbedingtem Wandel niederschlagen. Natürlich sind solche Periodisierungsversuche traditionell und eigentlich unumgänglich schwierig, aus einer Vielzahl von Gründen: Sie werden üblicherweise erst retrospektiv angestellt und fassen komplexe, heterogene und meist kontinuierliche Entwicklungen in Ereignisblöcke, die oft um bestimmte Schlüsseltexte, -figuren oder -begebenheiten herum definiert werden (und dabei andere, oft ebenso bedeutsame Texte, Figuren oder Ereignisse ausblenden müssen). Dazu führen verschiedene Perspektiven in unterschiedlichen Disziplinen zu verschiedenen Bezeichnungen sowie zu Überschneidungen von Perioden, und erschweren nicht zuletzt auch Adaptationen von Periodisierungen durch andere Disziplinen ein objektives Bild. Größere Übereinstimmung im Epochenverständnis besteht zumeist noch bei der *Antike* und dem *Mittelalter*, schwieriger wird es bei den Periodisierungsansätzen für die Neuzeit: *Renaissance* ist eine Epochenbezeichnung, die das gesamte gesellschaftliche, kulturelle und politische Spektrum umfasst, (*Renaissance*-) *Humanismus* legt den Fokus hingegen auf ein spezifisches Bildungskonzept desselben Zeitraumes; *Aufklärung* meint im Wesentlichen eine politisch-intellektuelle Reformbewegung; *Barock* ist vor allem eine Strömung in der Kunstgeschichte; *Absolutismus* verweist auf eine Herrschaftsform und eine bestimmte Epoche der Neuzeit, die von dieser geprägt ist; *Idealismus* bezeichnet einen philosophischen Ansatz, der in der europäischen Geistesgeschichte mehrere, qualitativ durchaus unterschiedliche Höhepunkte hatte; und *Romantik* oder *Sturm und Drang* wiederum sind in erster Linie Abteilungen der Literaturgeschichte. Die Liste ließe sich weiter fortsetzen, doch wollen wir unser Augenmerk auf die Sprachwissenschaft richten, die eben (noch) keine adäquate, proprietäre Einteilung vorzuweisen hat, auf

---

<sup>46</sup> Vollständigkeit, bzw. eine Breite und Tiefe, wie sie uns in Arno Borsts monumentaler Arbeit zur Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen begegnet (Erstauflage 1957–1963), ist dabei freilich weder möglich noch intendiert. Für weiterführende Informationen vgl. insbesondere Borst (1995), Arens (1955) und Aurox et al. (1995).

die hier zurückgegriffen werden könnte, und daher für gewöhnlich mit einem Mix aus Periodisierungen aus verschiedenen Ursprungsrichtungen und blanker Chronologie hantiert. Auch die Gliederung dieser Arbeit wird diesem – sicherlich eigenwilligen – Muster folgen: So werde ich zur Organisation dieses dritten Kapitels verschiedene Epochenkonzepte von der Antike bis zur Romantik aufgreifen (angelehnt an Robins 1976), während das vierte Kapitel (wie z. B. Morpurgo Davies 1998) grob das 19. Jahrhunderts umfasst. Dabei ist wiederum insbesondere der Übergang vom dritten zum vierten Kapitel (oder chronologisch: der vom 18. zum 19. Jahrhundert) einer, der vor allem inhaltlich-methodisch begründet ist und auch erhebliche Überschneidungen aufweist, und der vielleicht zu spezifisch in der Sprachwissenschaft verankert ist, als dass er durch adaptierte Epochenkonzepte angemessen erfasst werden könnte (vgl. ebd.). Deshalb beginnt das dritte Kapitel mit der Sprachreflexion bei Platon und Aristoteles und endet mit Wilhelm von Humboldts letztem großen, 1836 posthum veröffentlichten allgemein-sprachwissenschaftlichen Beitrag *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, während das vierte Kapitel noch vor W. v. Humboldts wichtigster Schaffensphase mit Friedrich Schlegels *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* 1808 einsetzt und mit Georg von der Gabelentz' *Die Sprachwissenschaft* aus dem Jahr 1891 im Wesentlichen endet.

Bei unserer Geschichte der europäischen Sprachreflexion aus der Sicht von Sprachkontakt und kontaktbedingtem Wandel beziehungsweise Sprachmischung wollen wir vor allem drei Reflexionsebenen im Blick behalten, weil jede Behandlung dieser Themen unumgänglich mit diesen Ebenen interagiert beziehungsweise direkt aus Problem- oder Fragestellungen auf diesen Ebenen resultiert. Eine erste Ebene umfasst die noch relativ konkret mit dem Sprachkontaktparadigma zu identifizierenden Bereiche Sprachwandel, Variation und (historische) Beziehungen zwischen den einzelnen Sprachen. Dabei gilt die recht einfache Formel: Je stärker diese Bereiche im Fokus der jeweiligen Reflexion stehen, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass in der Reflexion oder in ihrem (zum Beispiel dialektischen) Umfeld die Themen Kontakt und Mischung thematisiert und problematisiert werden. Eine zweite Ebene ist tiefer im Paradigma verankert und betrifft die Modelle, Metaphern und Analogien, mit denen das abstrakte Phänomen Sprache zum konkreten Gegenstand einer Reflexion gemacht wird, also in deren Rahmen Sprache erfasst, be- oder umschrieben oder illustriert wird. Ob die Sprache dominant als ein *Werkzeug* oder *Instrument*, als eine *Maschine* oder ein *Lebewesen* wahrgenommen beziehungsweise dargestellt, oder ob sie auf einer noch anderen Seinsebene verortet wird, das ist von allergrößter Relevanz für ihre theoretische Erfassung und deshalb ebenso ausschlaggebend für die Art und Weise, in der eine bestimmte Epoche unsere Themen Sprachkontakt und kontaktbedingter Sprachwandel abhandelt. Denn

diese Bilder und Analogien wirken nicht nur in die intendierte Richtung der Repräsentation, sondern erzeugen häufig auch eine Rückkopplung mit der ihnen zugrunde liegenden Theorie, in dem Sinne, dass die oft einnehmende Repräsentation oder Illustration als (zumindest ergänzender) Garant für die Richtigkeit dieser Theorie gilt. Eine dritte Ebene schließlich ist eine philosophische, die nach den Bedingungen und den Grenzen der menschlichen Erkenntnis fragt und dabei auch die Rolle der Sprache bei dieser Erkenntnis zu bestimmen versucht. Ob eine Sprachreflexion annimmt (oder impliziert), dass die Worte mit den Dingen, die sie bezeichnen, in einer natürlichen Beziehung stehen, dass die epistemischen Bereiche *Sprache* und *Welt* also im Sinne einer unabänderlichen Wahrheit miteinander verknüpft sind, oder ob sie meint, dass nur eine indirekte, vermittelte Korrespondenz zwischen ihnen besteht, das entscheidet über eine Einordnung sprachlicher Phänomene in die Sphären der Natur oder des menschlichen Geistes und damit auch über die Position einer professionellen, methodisch geleiteten Reflexion über diese Phänomene – einer Sprachwissenschaft – im Kreise der Naturwissenschaften oder anderer Erkenntnisgebiete. Diese Frage ist, wie wir im Folgenden sehen werden, deshalb ebenfalls von elementarer Bedeutung für die Behandlung der Themen, die im Fokus dieses Buches stehen.

### 3.2 Griechische und römische Antike

Die europäische Sprachreflexion nimmt ihren uns heute bekannten Anfang in der griechischen Antike und findet dort überwiegend im Kontext erkenntnisphilosophischer Betrachtungen statt. Für mehr als zweitausend Jahre sollte sie, wie Hans Arens (1955, 5) schreibt, „einen wechselnden praktischen Zweck“ verfolgen – didaktisch, philosophisch, literarisch, politisch und/oder religiös –, bevor daraus zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Beschäftigung mit der Sprache um ihrer selbst willen wird. Verschiedene methodische Neuordnungen, die Ausrichtung an neuen Leitbildern, die Denomination und Institutionalisierung dieser Beschäftigung mit der Sprache im Rahmen von Lehrstühlen und einer eigenen Geschichtsschreibung sowie eine zumindest in der Vorstellung ungebrochene Traditionslinie dieser Beschäftigung bis in die Gegenwart sind weitere Argumente, warum erst ab diesem Zeitpunkt von einer *Sprachwissenschaft* gesprochen wird (z.B. Morpurgo Davies 1998). Wir wollen im Folgenden, und unter Berufung auf die genannten Aspekte, diese Unterscheidung zwischen *Sprachreflexion* (vor dem 19. Jahrhundert) und *Sprachwissenschaft* (ab dem 19. Jahrhundert) beibehalten, aber diesbezüglich keine dogmatische Differenzierung vornehmen, denn der intendierte Zweck dieses und der folgenden Kapitel ist es ja gerade, Kontinuitäten und Entwicklungen in der Sprachphilosophie und -theorie

aufzuzeigen, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auf die in diesem Buch thematisierte Konstitution eines Sprachkontaktparadigmas hinauslaufen.<sup>47</sup>

Eine der wichtigsten Fragen der antiken griechischen Sprachreflexion war: Wie kommen die Dinge zu ihren Namen, beziehungsweise in welcher Beziehung steht das Wort zur bezeichneten Sache? Es ist dies die Urfrage der linguistischen Semiotik, die Frage nach der Natur des sprachlichen Zeichens beziehungsweise der Verbindung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem und damit letztlich nach der Schnittstelle zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit. Diese Frage ist ein unentbehrliches Fundament jeder Theorie über die Sprache und sie wird auch in unserer Ausarbeitung eine zentrale Rolle einnehmen, weshalb wir sie hier, an ihrem uns bekannten Ursprung, schon genauer betrachten wollen.<sup>48</sup>

Als Diskurs der Antike lässt sich die Frage unter dem Begriffspaar *physei/thesei* erfassen und mit geringfügigen Anpassungen bis mindestens in die Frühe Neuzeit, mit stärkeren Differenzierungen problemlos auch bis in die aktuelle Gegenwart verfolgen. Der antike *physei-thesei*-Diskurs umfasst, trotz wichtiger Entwicklungen, die Arens (1955, 5) andeutet und Coseriu (2004) im Detail aufarbeitet, im Wesentlichen zwei Positionen: eine erste, nach der die Wörter von den Dingen her determiniert werden, die Richtigkeit der Bezeichnungen also darin begründet liegt, dass sie den Dingen von Natur aus (*physei*) zukommen; eine zweite, nach der die Bezeichnungen den Dingen nach Gesetz (*nomos*) beziehungsweise durch Übereinkunft (*thesei*) zukommen, ihre Richtigkeit also auf Konvention basiert. Der erkenntnistheoretische Hintergrund ist offensichtlich: Im Rahmen der *physei*-Position kann von den Gegebenheiten in der Sprache auf jene in der außersprachlichen Wirklichkeit geschlossen werden; was hier wahr ist, muss auch dort wahr sein und umgekehrt. Im Rahmen der *thesei*-Position hingegen bietet die Sprache keinen oder nur einen erschwerten epistemologischen Zugang zur außersprachlichen Wirklichkeit; hier können oder müssen hinreichend andere Wahrheitsbedingungen vorliegen als dort.

Nichts anderes als die *physei-thesei*-Frage steht im Zentrum von Platons Dialog *Kratylos*, der ältesten erhaltenen sprachphilosophischen Abhandlung

---

<sup>47</sup> Ganz gegen eine Differenzierung zwischen einer vermeintlich ‚unwissenschaftlichen‘ und einer ‚wissenschaftlichen‘ Phase spricht sich, mit gleichfalls guten Argumenten, Itkonen aus: „Western linguistics has been scientific since antiquity“ (1991, 320). Entscheidend dürfte dabei sein, was genau unter ‚wissenschaftlich‘ zu verstehen ist – die Differenzierung ist also vom zugrunde liegenden Wissenschaftsmodell abhängig. Itkonen konzentriert sich zudem auf die Grammatiktheorie, während uns hier stärker die Sprachtheorie interessiert.

<sup>48</sup> Itkonen (1991, Kap. 3) zeigt, dass diese Frage z. B. auch in der chinesischen Sprachreflexion eine wichtige Stellung einnahm.

Europas, entstanden zwischen 393 und 388 v. Chr. (vgl. Harris und Taylor 1997, Kap. 1).<sup>49</sup> Die naturalistische Position wird darin von Kratylos vertreten, die konventionalistische von dessen Freund Hermogenes. Weil sie sich nicht einigen können, suchen sie die Vermittlung des Sokrates. Der lässt die beiden Kontrahenten zunächst durch geschicktes Nachfragen ihre Standpunkte zuspitzen, sodass in der jeweils strengen Deutung der Position die Schwachpunkte offen hervortreten. Diese laufen auf einen gemeinsamen Brennpunkt zu: Es kann dann nämlich nur noch richtige und keine falschen Bezeichnungen mehr geben – aus der naturalistischen Perspektive deshalb, weil allein die richtige Bezeichnung (die also, die der natürlichen Verbindung Rechnung trägt) überhaupt eine Bezeichnung ist, alles andere hingegen leerer Schall; aus der konventionalistischen Perspektive deshalb, weil jede Bezeichnung (qua der konventionellen Natur des Bezeichnens) die richtige ist (Kraus 1996, 21). Gegen Kratylos spricht vorderhand die Beobachtung von sprachlicher Variation und Vielfalt; Hermogenes muss dagegen einsehen, dass ein radikaler Konventionalismus sich auch auf die Aussagen über die Dinge auswirken würde und folglich nicht mehr objektiv zwischen wahren und falschen Aussagen unterschieden werden könnte. Sokrates kann also den Streit nicht zugunsten der einen oder anderen (zugespitzten) Position entscheiden, sondern muss im Austausch mit beiden Positionen eine differenziertere entwickeln. Dafür wird zunächst das Reden oder Benennen als Tätigkeit definiert, die wie alle Tätigkeiten nicht willkürlich, sondern zweckorientiert und sachgerecht ausgeführt werden muss, will sie erfolgreich sein. Sokrates vergleicht es mit verschiedenen Handwerken wie Schneiden, Bohren und Weben: Entscheidend für eine sachgerechte Ausführung dieser Tätigkeiten ist, dass das verwendete Werkzeug am zu bearbeitenden Gegenstand ausgerichtet ist. Und dies muss auch für das Benennen gelten. Hier ist das verwendete Werkzeug das Wort, Sokrates nennt es ein *órganon didaskalikón kai diakritikón tês ousías* (Krat. 388), ein belehrendes oder neutraler: Information übermittelndes und das Sein unterscheidendes Werkzeug (vgl. Kraus 1996, 22; Schmitter 2000, 361). In dieser Auffassung finden wir erstmals die Differenzierung zwischen zwei grundlegenden Funktionen der Sprache: einer kommunikationspragmatischen und einer ontologischen (Kraus, ebd.).

Die Wörter und die Dinge verbindet damit kein willkürlicher Akt des Benennens, sondern die Dinge werden (beziehungsweise wurden durch den ursprünglichen *nomothetés*, den ‚Namensgeber‘) durch die ihnen zugesprochenen Namen wesentlich erfasst. Das genaue Verhältnis von Wort und Ding ist

---

<sup>49</sup> Auf die vorplatonischen Positionen in dieser Debatte gehen z.B. Kraus (1996, 18f.) und Schmitter (2000) ein; sie dürfen an dieser Stelle vernachlässigt werden, da sie in den im Dialog diskutierten Standpunkten in gebündelter Form vorliegen.

komplex und wird von Schmitter (2000, 361) in vier Annahmen aufgefächert: (a) die „Annahme einer allgemeinen Idee des Namens, d.h. dessen, was einen Namen als Namen konstituiert“; (b) die „Annahme einer spezifischen Idee, die jedem einzelnen Namen im Hinblick auf den zu benennenden Gegenstand zukommt“; (c) die „Annahme von lautlichem und silbischem Material [...], in das die spezifische Namensidee hineingelegt wird“; und (d) die „Annahme einer Differenz von konkretem Erscheinungsbild und Wesen oder Idee [...] einer Sache“. Daraus lässt sich ein viergliedriges Zeichenmodell ableiten, das also auch die im Dialog entwickelte differenzierte Position im *physei-thesei*-Streit abbildet (Schmitter 2000, 362; Abb. 53.6: Name, Sache und Erkenntnis in Platons *Kratylos*):<sup>50</sup> Hier entspricht die spezifische Idee des Namens der Idee der Sache. Beide weisen damit eine natürliche oder *physei*-Beziehung auf, wohingegen die spezifische Idee des Namens und das lautliche Material, in das sie gebettet wird in einer konventionellen oder *thesei*-Beziehung stehen. Damit kann sowohl der Variabilität und Vielfalt von Sprachen Rechnung getragen werden, ohne dafür in einen radikalen Konventionalismus zu verfallen, als auch eine grundsätzliche physische Verbindung zwischen Sprache und Welt offengehalten werden, ohne einen radikalen Naturalismus zugrunde zu legen. In dieser Synthese der beiden zugespitzten Ausgangshypothesen zeigt Platon, so Kraus (1996, 24),

daß beide nur jeweils eine der beiden zentralen Funktionen von Sprache angemessen berücksichtigen: So taugt die konventionalistische These des Hermogenes besser zur Erklärung des kommunikativen Aspekts, verzichtet jedoch auf jeden ontologisch fundierten und erkenntnistheoretisch relevanten Zusammenhang zwischen Name und Benanntem. Die naturalistische Nachahmungstheorie des Kratylos wiederum betont einseitig die feste Bindung der Namen an die Dinge, kann aber die kommunikative Funktion nicht ausreichend sichern.

Mit der im Dialog entwickelten Zeichentheorie wird deshalb, wie Schmitter (2000, 363) mit Borsche bemerkt, die Trennung von Erkenntnistheorie und Sprachtheorie vorbereitet, denn die richtige Benennung kann nun nicht mehr Garant für wahre Aussagen sein und umgekehrt. Die Frage nach der Möglichkeit einer Erkenntnis des Wesens der Dinge durch ihre Namen wird von Platon letztlich negativ beantwortet: Ein genaues Verstehen des Funktionierens von Sprache erfordert bereits eine tiefe Einsicht in die Ideenwelt, und diese kann allein durch die Vernunft gewonnen werden (Kraus 1996, 26; Schmitter 2000, 362; Elsen 2014, 19).

---

<sup>50</sup> Kraus (1996, 25f.) extrahiert ein im Kern ähnliches Zeichenmodell, interpretiert es aber als dreiteilig, d.h. ähnlich dem von Ogden und Richards (vgl. Elsen 2014, 18).

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht sind weitere Aspekte an Platons Dialog bemerkenswert, allen voran die Versuche des Sokrates, die von Kratylos absolut gesetzte Übereinstimmung von Dingen und Bezeichnungen anhand des „wahren Sinnes“ der Wörter nachzuweisen (Gr. *étymos* ‚wahr‘, *-logía* ‚Lehre, Wissen‘), der sich in ihrer ursprünglichen Form verbirgt. Mit Etymologie im heutigen Sinne hat das freilich wenig zu tun, denn es fehlt noch, wie Arens (1955, 10; 2000, 368) richtig herausstellt, ein historisches Verständnis von Sprache. Weil die Wörter als entstanden oder geschaffen und seitdem in Form und Bedeutung im Wesentlichen unverändert gelten, beschränkt sich Sokrates' Analyse im Dialog auf die Dekomposition, immerhin bis auf die Ebene der Laute, auf Systematisierung und abbildhafte Zuordnung (Kraus 1996, 23). Kleineren diachronischen Wandel im Lautbestand, auch den Ausfall und Zusatz von Lauten, berücksichtigt Platons Sprachbild allerdings: So hält Sokrates Hermogenes vor Augen, dass sich die Aussprache der „Alten“ von denen der jungen Sprecher unterscheidet, also gewandelt hat (‚Tag‘ *himera* > *hemera*, ‚Joch‘ *zygon* > *duogon*, *Krat.* 418). Wegweisend mit Blick auf das Thema dieser Arbeit ist schließlich der Verweis darauf, dass fremde Sprachen durch ‚Entlehnung‘ oder Kopieren Einfluss auf das Griechische genommen haben könnten, was bei etymologischen Analysen zu berücksichtigen sei. Dazu heißt es (*Krat.* 409f.):<sup>51</sup>

HERMOGENES: Wie aber [verhält es sich] mit [den Wörtern für] Feuer und Wasser?

SOKRATES: Vom Feuer weiss ich gar nichts [...]. Sieh nun zu, welchen Kunstgriff ich anbringe bei allen dergleichen, von denen ich nichts zu sagen weiß. [...] Ich denke nämlich, dass die Hellenen, zumal die in der Nähe der Barbaren wohnenden, gar viele Worte von den Barbaren angenommen haben. [...] Wenn einer nun aus der hellenischen Sprache erklären will, in wiefern diese mögen richtig gebildet sein, und nicht aus jener, der das Wort wirklich angehört: so siehst du wol, dass er nichts schaffen wird. [...] Also sieh zu, ob nicht auch dieses Wort ein barbarisches ist. Denn einerseits ist gar nicht leicht, es an die hellenische Sprache anzuknüpfen, andererseits ist ganz bekannt, dass die Phryger es mit einer kleinen Abweichung eben so nennen, was auch von Wasser, Hund und vielen andern gilt.

In dieser kurzen Passage liegt die erste überlieferte Auseinandersetzung mit den Themen Sprachkontakt und kontaktbedingtem Sprachwandel vor. Platon legt damit gewissermaßen den Grundstein aller europäischen Reflexion über Sprachkontakt und somit ebenfalls für die Disziplin Kontaktlinguistik, die sich allerdings erst mehr als zweitausend Jahre nach ihm begründen sollte. Diesen

---

<sup>51</sup> Textgrundlage ist F. Schleiermachers Herausgabe und Übersetzung von Platons Werken in der dritten Auflage (1857).



langen Weg nachzuzeichnen und Gründe für die späte Emergenz zu benennen, ist eine der Aufgaben dieses Buches. Wir können an dieser Stelle festhalten, dass Platons Ausführungen zum Sprachkontakt eher anekdotischer und nicht systematischer oder theoretischer Natur sind.

Von Platon stammt schließlich auch die Vorstellung vom Denken als interner Rede, als Sprache ohne Laut – eine Idee, die seitdem immer wieder sprachphilosophisch aufgegriffen wurde: Sprache und Denken sind im Grunde identisch; während das Denken die Zwiesprache der Seele mit sich selbst ist, ist die Rede das, was von der Seele über den Mund nach draußen gelangt (*Sophistes* 263e, zit. nach Sluiter 2000, 376).

Sinnfällige Bezüge zum ersten, diese Arbeit einleitenden Zitat von Alfred North Whitehead sind nun einfach herzustellen: Platon setzt mit seiner dialogischen Erarbeitung der *physei-thesei*-Frage im *Kratylos* den vielleicht elementarsten Rahmen der europäischen Sprachphilosophie. Er umreißt auf der Landkarte der menschlichen Erkenntnis diejenigen Gebiete, auf denen die Sprache wirkt und wo sie folglich erklärt werden will, und schafft damit auch eine Schablone, die jede kommende Sprachtheorie mit ihren Aussagen füllen muss, an der sie sich messen und mit anderen Theorien vergleichen lässt. Ob die Sprache eine Institution der Natur oder ein willentliches Produkt des Menschen ist, ob sie natürlichen (oder logischen, die diese vermeintlich abbilden) oder historischen Prinzipien folgt – oder folgen sollte –, ob sie sich nach unveränderlichen Gesetzen oder durch das kapriziöse Handeln der Sprecher verändern, ob ihr Schwerpunkt auf der kommunikationspragmatischen oder aber der ontologischen Seite der sokratischen Wortdefinition liegt, ob ihrer empirischen Vielfalt eine tiefenstrukturelle Einheit zugrunde liegt – all diese Fragen gehören im weitesten Sinne zum *physei-thesei*-Diskurs und werden in den folgenden Sprachreflexionen von Aristoteles bis zu Noam Chomsky mehr oder weniger eindeutig beantwortet, und sie spielen deshalb auch in den theoretischen Auseinandersetzungen der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, die zur Konstitution eines Sprachkontaktparadigmas führen, eine Schlüsselrolle. Ausgehend maßgeblich von Platons *Kratylos* ist der *physei*- beziehungsweise *thesei*-Charakter der Sprache ein wahres Urbild der Sprachwissenschaft.

Die Bedeutung von Platons Schüler Aristoteles für die Philosophie und Wissenschaft des christlichen Europas wie auch des islamischen Kulturraumes, über dessen ‚Nachlass‘ in Spanien das mittelalterliche Europa überhaupt erst einen Zugang zum Großteil der aristotelischen Schriften erhalten hat, ist nicht hoch genug einzuschätzen, und ihr kann in diesem Abschnitt in keiner Weise Genüge getan werden. Aristoteles unterscheidet und begründet, systematisiert oder trägt bei zu zahlreichen Disziplinen des Denkens und Wissens, darunter die formale Logik, die Wissenschaftstheorie, die Naturphilosophie, die Erkenntnistheorie, die Ethik, die Staatsphilosophie und die Theorie der Dichtung. Die

Sprachwissenschaft verdankt ihm unter anderem eine an der Logik ausgerichtete Sprachbetrachtung, logisch-grammatische Grundbegriffe, eine erste Differenzierung der Wortarten, Ansätze zu einer Satzdefinition und eine Zeichentheorie. Nur auf diese sprachbezogenen Aspekte, von denen die meisten in kompakter Form in der *Hermeneutik* (*Peri hermeneias*) und der *Poetik* (*Peri poietikes*) vorliegen, sei hier kurz eingegangen.<sup>52</sup> Aristoteles berührt an keiner Stelle die für die vorliegende Arbeit zentralen Aspekte Sprachkontakt und Sprachmischung – die mit seinen Gedanken beginnende logizistische und formalistische Behandlung der Sprache schließt eine Arbeit an diesen Phänomenen aber auch überwiegend aus. Kam für Platon eine, wie kurz auch immer gefasste, diachronische Entwicklung der Sprache noch infrage, existierte für ihn also eine „Kategorie der Entwicklung“, kannte Aristoteles nur mehr „*seine* Sprache als festgefügtes Zeichensystem“ (Arens 2000, 374, Hervorh. i. Orig.).<sup>53</sup>

Auch Aristoteles beschäftigt sich mit Sprache ausschließlich im Zusammenhang mit anderen Themen, im Fall der genannten Schriften sind das die Logik und die Dichtkunst. Anders als Platon im *Kratylos*-Dialog leitet Aristoteles seine Erkenntnisse nicht dialektisch her, sondern stellt sie als gegeben, als Tatsachen dar (Arens 2000, 367). Die *Hermeneutik* beginnt mit einer Zeichentheorie, die mit den Dingen, den Vorstellungen und den Worten drei vertraute Elemente umfasst (vgl. Harris und Taylor 1997, Kap. 2):

Nun sind die (sprachlichen) Äußerungen unserer Stimme Symbole für das, was (beim Sprechen) unserer Seele widerfährt, und unsere schriftlichen Äußerungen sind wiederum Symbole für die (sprachlichen) Äußerungen unserer Stimme. [Und wie nicht alle Menschen mit denselben Buchstaben schreiben, so sprechen sie auch nicht alle dieselbe Sprache. Die seelischen

---

52 Für detaillierte Auseinandersetzungen siehe z.B. Graeser (1996), Arens (2000) und Jungen und Lohnstein (2007).

53 „Der inneren Beziehung zur Logik ist für über zwei Jahrtausende die Beschäftigung mit der Sprache nicht mehr frei geworden“, schreibt Arens (2000, 374). Von wenigen Ausnahmen etwa im Spätmittelalter und der Renaissance abgesehen, werden erst im 19. Jahrhundert – bezeichnenderweise auch der für das Thema dieser Arbeit entscheidende Zeitraum – Sprachtheorien formuliert, die ihren Gegenstand dynamisch und im Kontext sozialer Handlungen fassen und keinen Zusammenhang mit logischen Prinzipien postulieren. In allen, letztlich auf Aristoteles' Gerüst fußenden, logizistischen und formalistischen Sprach- und Grammatiktheorien – von den Stoikern über die Modisten und Port-Royal bis zu Saussure, Chomsky und der Optimalitätstheorie – bleiben Themen wie Sprachkontakt und, mit Abstrichen, Sprachwandel außen vor und müssen methodisch außen vor gelassen werden, weil hier der Gegenstand *Sprache* vordergründig als statisch interpretiert und damit der kommunikative oder Handlungsaspekt vernachlässigt wird. Sprachkontakt und Sprachmischung sind aber ausschließlich in dieser Sphäre der Sprachwelt zu verortende Prozesse.

Widerfahrnisse aber, für welche dieses (Gesprochene und Geschriebene) an erster Stelle ein Zeichen ist, sind bei allen Menschen dieselben; und überdies sind auch schon die Dinge, von denen diese (seelischen Widerfahrnisse) Abbildungen sind, für alle dieselben. (*P. her.*, 1, Aristoteles 2015, 67–69)

In Bezug auf die Vorstellungen beziehungsweise Ideen ist das aristotelische Modell gegenüber dem platonischen reduziert; mit den Schriftzeichen kommt eine wichtige neue Ebene hinzu. Die lautlichen Äußerungen sind den schriftlichen semiotisch vorgeschaltet.<sup>54</sup> Die Vorstellungen als Abbilder der Dinge sowie die Dinge selbst werden als universal verstanden, denn aus den einzelnen Erscheinungen wird das allen gleichermaßen zugängliche Allgemeine abstrahiert. Im sogenannten Universalienstreit, der uns in der mittelalterlichen Scholastik wiederbegegnen wird, vertritt Aristoteles damit einen ontologischen und, daraus abgeleitet, einen erkenntnistheoretischen Realismus.

Die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten sind die Wörter, einzelne Silben beziehungsweise Laute bedeuten nichts (*P. her.*, 4, Aristoteles 2015, 75). Ihre Bedeutung erhalten die Wörter aber durch Übereinkunft:

Die Bestimmung „gemäß einer Übereinkunft“ füge ich deshalb hinzu, weil von den Nennwörtern keines von Natur ein Nennwort ist, sondern ein jedes erst dann, wenn es zu einem Symbol geworden ist; denn auch solche nicht buchstabierbaren Laute wie beispielsweise die Laute der wilden Tiere geben ja etwas kund, von denen doch keiner ein Nennwort ist. (*P. her.*, 2, Aristoteles 2015, 71)

In der *physei-thesei*-Diskussion verwirft Aristoteles damit explizit die im *Kratylos* mühsam errungene Erkenntnis und positioniert sich aufseiten der Konventionalisten. Dies als Rückfall oder Vereinfachung der platonischen Gedanken zu deuten, griffe aber zu kurz, denn vielmehr werden auch entscheidende Wege nach vorn eröffnet: Durch die Entscheidung für eine Interpretation von Sprache als gesellschaftlichem Phänomen (Bedeutung der Wörter durch Übereinkunft) nimmt er der Sprache eine wichtige mythische Dimension (zum Beispiel den „Namensgeber“) und macht sie so einer wissenschaftlichen Erforschung zugänglich (Arens 2000, 368). Auch die im *Kratylos* zentrale Frage nach der Richtigkeit der Wörter stellt sich für Aristoteles deshalb nicht: Wörter bedeuten zwar etwas, aber sie können für sich genommen weder wahr noch falsch

---

<sup>54</sup> Umso bemerkenswerter ist, dass bei allem aristotelischen Einfluss auf das westliche Denken noch bis ins 19. Jahrhundert nicht systematisch zwischen Laut und Buchstabe unterschieden wurde. Aristoteles selbst verfährt hier aber uneinheitlich, wenn er in seiner *Poetik* bei einer Aufzählung der Teile des sprachlichen Ausdrucks vom Buchstaben zur Silbe als nächstgrößerer Einheit schreitet (vgl. Arens 2000, 370).

sein, denn dies ist erst eine Eigenschaft der Rede beziehungsweise des Wortgefüges (*P. her.*, 4, Aristoteles 2015, 75–77). Aufsteigend vom Buchstaben beziehungsweise Laut über die Silbe unterscheidet Aristoteles und gibt erste Definitionsansätze für die Wortarten Hauptwort/Substantiv (*ónoma*) und Zeitwort/Verb (*rhema*). Dazu kommen in der *Poetik* (Kap. xx, „Über die Sprache und ihre Teile“) ‚Verbindung‘ (*súndesmos*), darunter fallen zum Beispiel Konjunktionen und Präpositionen, sowie ‚Bindeglied‘/Artikel (*arthron*). Diesen Wortarten übergeordnet ist der ‚Fall‘ (*ptosis*), damit gemeint ist Flexion im weitesten Sinne, und schließlich das Wortgefüge oder die Rede (*logos*) (Arens 2000, 370).

Aristoteles’ Beschreibung des Wortgefüges als „ein zusammengesetztes Lautgebilde mit Bedeutung, von dem Teile auch Bedeutung haben“ ist noch nicht als Satzdefinition zu verstehen. Er fügt nämlich hinzu: „[D]enn nicht jedes Wortgefüge besteht aus Verben und Substantiven“ (*Poetik*, xx, zit. nach Arens 2000, 370), so etwa ein nicht satzwertiges Gefüge wie „im Gehen“. Eine explizite Ausführung zur grammatischen Kategorie des Satzes gibt es bei Aristoteles nicht, sie kann aber aus seiner Bestimmung des *rhema* als „ein Wort, was auch noch die Zeit bezeichnet und dessen Theile nichts besonderes bedeuten und welches immer das von einem Andern Ausgesagte bezeichnet“ erschlossen werden; *rhema* ist ferner „immer die Bezeichnung eines von einem andern Ausgesagten, zum Beispiel eines von einem Unterliegenden oder in einem Unterliegenden Ausgesagten“, und „wenn die Zeitworte rein für sich ausgesprochen werden, so sind sie Hauptworte und bezeichnen zwar etwas [...], aber sie sagen nicht, ob dieses Etwas ist oder nicht ist“ (*P. her.*, 3, Hervorh. i. Orig.). Die Struktur des Satzes wird aus der logischen Struktur des Urteils (Subjektsausdruck und Prädikatsausdruck) hergeleitet, *ónoma* und *rhema* sind deshalb

vielmehr die Glieder einer Opposition, die sehr viel grundlegender ist als der Unterschied von Wortarten: Aristoteles setzt dem Wort *schlechthin* das *auf den Satz hin formierte Wort* gegenüber, konfrontiert die spezifische Signifikativität der Sprachzeichen mit ihrer grammatischen Formbestimmtheit. (Ziegler 1984, 23 f., Hervorh. i. Orig.)

Auch die Stoiker suchten die Fundamente der Sprache in der Logik (vgl. z. B. Brekle 1985, 44–67), ihr wichtigster Beitrag liegt im Ausbau der grammatischen Kategorien, insbesondere im Umfeld der Flexion. Sie unterschieden und benannten vier Kasus des Nomens, *orthe/onomastike ptosis*, den ‚geraden‘ oder ‚Nennfall‘ (Lat. *casus recte/nominativus*), *genike ptosis* ‚Herkunftsfall‘ (*c. genitivus*), *dotike ptosis* ‚Gebefall‘ (*c. dativus*) und *aitiatike ptosis* ‚Verursachungsfall‘ (übersetzt als *c. accusativus*, ‚Anklagefall‘); im Bereich des Verbes die Diathesen Aktiv, Passiv und Reflexiv sowie die Zeitformen Präsens, Perfekt, Imperfekt und Plusquamperfekt (Arens 1955, 14 f.).

Ein differenziertes und auch im Hinblick auf die *physei-thesei*-Diskussion interessantes Sprachbild, das bereits Gedanken von Étienne Bonnot de Condillac, Johann Gottfried Herder und W. v. Humboldt andeutet, wird Epikur im 3. Jahrhundert v. Chr. zugeschrieben:

Die Wörter sind ursprünglich nicht durch willkürliche Setzung entstanden, sondern die Natur der Menschen erfährt bei jedem Volk eine besondere Art von Eindrücken, bildet demgemäß auch besondere Vorstellungen und bewirkt eine besondere Art der Stimmbildung je nach den Eindrücken und Vorstellungen, wobei auch noch die Verschiedenheit der Wohnorte eine Rolle spielt. Später aber hat jedes Volk gemeinsam die ihm eigenen Ausdrücke festgelegt, um die Mitteilungen eindeutiger zu machen und um sich einander in kürzerer Form mitzuteilen. (Diogenes Laertius, zit. nach Arens 1955, 16)

Die Frage nach der Richtigkeit beziehungsweise Gesetzmäßigkeit oder aber Willkürlichkeit der sprachlichen Bezeichnungen wurde auch in einer zweiten Kernkontroverse in der Sprachreflexion der griechischen Antike weiterverfolgt. Die Bemühungen Aristoteles' und der Stoiker, Sprache von der Logik her zu erschließen, implizierten, dass Sprache nach logischen Prinzipien funktionierte. Die Stoiker mussten aber feststellen, dass das nicht immer der Fall war, zum Beispiel wenn das grammatische nicht mit dem natürlichen Geschlecht übereinstimmte, oder wenn gleiche oder ähnliche sprachliche Formen verschiedenen Flexionsmustern folgten. Dem Versuch, Sprache im Sinne einer *Analogie* zwischen Wort und Sache sowie zwischen sprachlichen Formen zu systematisieren, standen also die beobachteten *Anomalien* gegenüber (Arens 1955, 18). Um diese Begriffe formierte sich eine Kontroverse, über die wir nur indirekt aus einer Quelle, nämlich Marcus Terentius Varros *De lingua latina*, etwas wissen. Das genaue Ausmaß dieses sogenannten Analogie-Anomalie-Streites lässt sich deshalb heute nicht mehr feststellen, seine Eckpunkte werden von Ax (2000, 109–14) aber folgendermaßen zusammengefasst: Die Analogisten um Aristarchos von Samothrake in Alexandria vertraten die These, dass der Bereich der Flexion von einer Regelmäßigkeit bei der Ableitung der Formen, also von Analogie bestimmt werde – allerdings nur dieser Bereich, und auch dort stets den pragmatischen Anforderungen (das heißt dem Sprachgebrauch, *consuetudo*) untergeordnet. Die Anomalisten um den Stoiker Krates von Mallos in Pergamon lehnten die Analogie als Ordnungsprinzip der Sprache ab, setzten ihr die Anomalie, also prinzipielle Unregelmäßigkeit entgegen und postulierten den Sprachgebrauch als einzig gültige Norm. Der ‚Streit‘, wie Varro ihn beschreibt, beruht also auf einem Missverständnis über den Geltungsbereich der Analogie und ist damit im Grunde kein richtiger. Varro kann rhetorisch vermitteln, indem er zeigt, dass Analogie und Sprachgebrauch keine konkurrierenden Normen sind, sondern in unterschiedlichen Teilbereichen der Sprache wirken: die

Analogie in der Flexion, die Anomalie in der Derivation und in anderen Bereichen.

Eine Konsequenz aus dieser Kontroverse waren immer differenziertere Klassifizierungen im Bereich der Flexion, die schließlich zur Etablierung der heute vertrauten Flexionsschemata führten. Neben diesen logisch-systematisierenden Bemühungen war ein deutlicher Schwerpunkt der hellenistischen, also nachklassischen Periode die philologische Arbeit mit dem Ziel der Bewahrung und Überlieferung der Werke der klassischen Dichter und ihres Sprachstandes; auch hier gelten Aristarchos und die alexandrinische Schule als wegweisend (Arens 1955, 19). In der Kombination dieser beiden Strömungen entsteht im 1. Jahrhundert v. Chr. die erste europäische Elementargrammatik, verfasst wahrscheinlich von Dionysios Thrax, einem Schüler des Aristarchos.<sup>55</sup> Wenigstens in der Konzeption umfasst die *Technē grammatikē* deshalb weit mehr als das systematisierende Element, das wir heute vor allem mit dem Begriff *Grammatik* verbinden – sie soll, wovon ihr Name bis heute zeugt (Gr. *gramma* ‚Buchstabe‘), eine technische Anleitung (*téchne*) zum Umgang mit der Literatursprache sein. Erkenntnistheoretisch begreift Dionysios die Grammatik als Erfahrungswissen (*empeiría*), nicht als intersubjektiv überprüfbares, rational abgesicherte Wissenschaft (*epistéme*):

Grammatik ist die Kunde [*empeiría*] von dem normalen Sprachgebrauch der Dichter und Schriftsteller.

Sie umfaßt 6 Teile: 1) Lesen mit richtiger Aussprache, 2) Erklärung der vorkommenden dichterischen Wendungen, 3) Überlieferung der Glossen und mythologischen Beispiele, 4) Auffindung der Etymologie, 5) Darlegung der Analogie, 6) Kritische Betrachtung der Dichtungen, der schönste Teil dieser Wissenschaft. (*Tech.*, § 1, Übers. Arens 1955, 19; vgl. die Übersetzung von Davidson 1874 und die Übersicht in Blank 2000, 413)

Lediglich der fünfte Punkt deckt das ab, was wir heute unter *Grammatik* verstehen (vgl. Davidson 1874, 326; Jungen und Lohnstein 2007, 48): eine Darstellung der Regelmäßigkeit sprachlicher Formen, hier unter dem für die Position der Alexandriner bezeichnenden Begriff der *Analogie*. Entgegen der angekündigten Gewichtung behandelt Dionysios allerdings in der überlieferten *Technē* neben einigen Aspekten der Prosodie (also Abschnitt 1) ausschließlich die „Analogie“ und verzichtet auf die eigentlichen philologischen Passagen. Ob dies ein Resultat späterer Fokussierung und editorischer Beschränkung auf das linguistisch-systematisierende Element ist, wie zum

---

<sup>55</sup> Die Autorenschaft ist insbesondere im Hinblick auf den Hauptteil umstritten, vgl. dazu Di Benedetto (2000, 397 ff.) und Jungen und Lohnstein (2007, 47).

Beispiel Di Benedetto (2000) behauptet, oder nicht (Jungen und Lohnstein 2007, 49 z.B. melden Widerspruch an): In der überlieferten Form ist die *Technē* jedenfalls zu einer Blaupause für die europäische Grammatikografie geworden. Ausgehend vom Satz als Wortgefüge und in sich abgeschlossene Bedeutungseinheit werden hier erstmals die ‚klassischen‘ acht Wortarten unterschieden: Nomen, Verb, Partizip, Artikel, Pronomen, Präposition, Adverb und Konjunktion. Neu ist insbesondere die rein formale, nicht inhaltliche Unterscheidung zwischen Nomina (die nach Kasus flektieren) und Verben (die das nicht tun). Als sekundäre Kategorien des Nomens gibt Dionysios Genus, Numerus, Kasus, Art und Gestalt an, für das Verb Zeit, Person, Zahl, Art, Gestalt, Modus, Aktionsart und Konjugation. Eine größere Lücke hinterlässt die *Technē* aus heutiger Sicht lediglich in Bezug auf die Syntax: Diese wird erst im 2. Jahrhundert n. Chr. durch die Schrift *Peri syntaxeos* von Apollonios Dyskolos, ebenfalls einem Alexandriner, geschlossen (Jungen und Lohnstein 2007, 49–51). Apollonios stellt, auch mit Blick auf seine Lebensdaten, eine Brücke zwischen der griechischen und der römischen antiken Sprachreflexion dar. Durch seine Prägung bildet er gewissermaßen den Abschluss der ersten, in seiner Wirkung ist er aber schon ein integraler Teil der zweiten.

Die römisch-antike Beschäftigung mit Sprache, darin scheinen sich die meisten fachhistorischen Abhandlungen einig zu sein, ist kaum als selbstständige Sprachwissenschaft aufzufassen, so sehr steht sie im Zeichen der Übernahme der griechischen Vorlagen (exemplarisch Arens 1955, 28; Robins 1976, 45; Jungen und Lohnstein 2007, 54).<sup>56</sup> Es sind nur wenige sprachtheoretische oder -philosophische Neuerungen auszumachen; die wichtigste Leistung der römischen Epoche besteht vielleicht darin, die griechische Grammatik mitsamt ihrem Begriffsapparat und ihren Eigenschaften auf das Latein übertragen und standardisiert, und damit einen Präzedenzfall und eine Vorlage für die Sprachbeschreibung geschaffen zu haben. Die *téchne* wird, unter denselben erkenntnistheoretischen Vorzeichen, zur *ars*, „nicht einmal der lateinische Begriff ‚litteratura‘ konnte sich durchsetzen; es blieb bei der griechischen Bezeichnung ‚grammatica‘“ (Jungen und Lohnstein 2007, 54). Allerdings bleibt die philologi-

---

<sup>56</sup> Zu einer ganz anderen Einschätzung kommt z.B. Taylor (2000, 455): „[T]he Roman *ars grammatica* becomes one of Rome’s most significant contributions to Western intellectual history. Roman grammatical doctrine dominates the mediaeval world, and an enhanced understanding of ancient Roman linguistic and literary principles is crucial to the origin and development of Renaissance humanism, and thus of the modern intellect as well. Roman language science may be humble in origin and slow to develop [...] but it becomes a monumental intellectual and cultural achievement that even today garners the utmost respect and admiration.“

sche Ausrichtung der griechischen *téchne* in der römischen *ars* schnell auf der Strecke und sie wird in der Spätantike zu dem, was noch heute landläufig unter *Grammatik* verstanden wird: eine systematische Darstellung des Sprachbaus. Bei den meisten grammatischen Begriffen gilt uns heute ebenfalls das lateinische Modell als verbindlich, sogar mit ererbten Übersetzungsfehlern wie im Fall des *Akkusativs*: Der *aitiatike ptosis* ‚Verursachungsfall‘ (von *aitia* ‚Ursache‘) wurde zum *casus accusativus* ‚Anklagefall‘; treffender wäre eine Übersetzung als *casus causativus* gewesen (vgl. Arens 1955, 28; Robins 1976, 35; Dürscheid 1999, 1). Ein wichtiger Vermittler des griechischen Sprachwissens war wohl Krates von Mallos (Robins 1976, 47; Taylor 2000, 455): Der Einfluss der Anomalisten Pergamons auf die römische Grammatikschreibung zeigt sich zum Beispiel in der Erweiterung des alexandrinischen Modells um Ebenen wie Stil und Sprachrichtigkeit. In Marcus Fabianus Quintilians *Institutio oratoria* aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. etwa überschneiden sich die Kompetenzen von Grammatik und Rhetorik, und normative Geltung wird allein dem Sprachgebrauch (selbstverständlich der Eliten) zugesprochen.

Stark analogistisch ausgerichtet waren hingegen die Sprachreflexionen von Varro (116–27 v. Chr.), einem Zeitgenossen Dionysios Thrax', und einer der größten Autoritäten der römischen grammatischen Tradition. In seiner Schrift *De lingua latina*, von der außer dem Aufbau nur sechs Kapitel erhalten sind, behandelt er Etymologie, ‚Deklination‘ (das heißt Morphologie) und Syntax. Varro begründet die Übernahme und Latinisierung des Begriffsapparates der griechischen Grammatiker.<sup>57</sup> Sein vielleicht wichtigster Beitrag besteht aber in einer ersten Systematisierung der Wortbildung unter dem Begriff der *declinatio*, die wir oben im Zusammenhang mit dem Analogie-Anomalie-Streit bereits angedeutet haben. (Der Terminus *Morphologie* wird erst im 19. Jahrhundert von August Schleicher geprägt). Varro unterscheidet zunächst zwischen morphologisch veränderlichen und unveränderlichen Wörtern, dann in der ersten Kategorie zwischen abgeleiteten und flektierten (also derivationaler und flektionaler Morphologie), wobei nur die letzteren dem Analogieprinzip unterliegen (Harris und Taylor 1997, Kap. 4; Taylor 2000, 457 f.; Jungen und Lohnstein 2007, 60).<sup>58</sup>

---

<sup>57</sup> Darunter auch die angesprochene unglückliche Übersetzung von *aitiatike ptosis* als *casus accusativus* (*Ling.* VIII 16; vgl. Robins 1976, 35).

<sup>58</sup> Die Derivation gilt Varro als *declinatio voluntaria*, denn im Fall einer Wortneuschöpfung wenigstens unterliegt sie dem Willen des Wortschöpfers. Die Flexion wird hingegen als *declinatio naturalis* bezeichnet, denn in ihr offenbart sich das regelmäßige Wirken der Natur. Allerdings ist nur bei der Schöpfung selbst Anomalie im Sinne willkürlicher Entwicklung möglich; einmal ins ‚System‘ aufgenommen, regiert die Analogie (Jungen und Lohnstein 2007, 60).



Trotz innovativer Ansätze bleibt auch Varros Etymologie spekulativ – es fehlt der Gedanke einer allgemeinen Historizität der Sprache, aus dem ein methodischeres Vorgehen im Sinne von Vergleichen zwischen verschiedenen Sprachstufen und (historisch verwandten) Sprachen abgeleitet werden kann. Das bedeutet jedoch nicht, dass Varro diachronischer Sprachwandel ganz fremd wäre: Er beschreibt, wie Wörter mit der Zeit verloren gehen, er nennt Laut- und Bedeutungswandel und neben diesen Entlehnungen oder Kopien (vor allem aus dem Griechischen) als etymologische und semantische Zusammenhänge verschleiernde Phänomene:

These [etymological and semantic, SP] relations are often rather obscure for the following reasons: Not every word that has been applied, still exists, because lapse of time has blotted out some. Not every word that is in use, has been applied without inaccuracy of some kind, nor does every word which has been applied correctly remain as it originally was; for many words are disguised by change of the letters. There are some whose origin is not from native words of our own language. Many words indicate one thing now, but formerly meant something else, as is the case with *hostis* "enemy": for in olden times by this word they meant a foreigner from a country independent of Roman laws, but now they give the name to him whom they then called *perduellis* "enemy." (*Ling.* V 3, Varro 1938, 4f.)

Diese Zusammenhänge demonstriert Varro später ausführlich (z.B. *Ling.* VII); als Kopie aus dem Oskischen über das Sabinische ins Latein wird zum Beispiel *cascum* ‚alt‘ beschrieben (ebd., 28).

Nach dem 2. Jahrhundert verlagerte sich die Grammatik als Disziplin mehr und mehr in den Schulbetrieb. Im Vordergrund stand nicht die Grammatiktheorie, sondern die Standardisierung und Formalisierung der deskriptiven Grammatik des Lateins (vgl. Jungen und Lohnstein 2007, 64ff.). Die normative Regelgrammatik stellte in der Spätantike und im Mittelalter den Rahmen jeglicher Bildung und gehört auch in der Neuzeit noch zum Kanon der ‚klassischen‘ Bildung. Sie sollte auch eine für lange Zeit konkurrenzlose Schablone zur Beschreibung anderer Sprachen sein, gleichermaßen für europäische ‚Volks-sprachen‘ wie außereuropäische Sprachen. Insbesondere zwei Grammatiken blieben das gesamte Mittelalter hindurch von herausragender Bedeutung: die *Ars grammatica* des Aelius Donatus (4. Jahrhundert) und, für Fortgeschrittene, die voluminösen *Institutiones grammaticae* des Priscianus Caesariensis (6. Jahrhundert). Darüber hinaus war der normativ-didaktische Ansatz wenig innovativ. Interessant sind aber zum Beispiel die kontrastive Grammatik des Macrobius Ambrosius Theodosius (Latein–Griechisch) und, gerade aus romanistischer Sicht, der dem Grammatiker Marcus Valerius Probus zugeschriebene *Appendix Probi* (beide aus dem 4. Jahrhundert), in dem vulgärlateinische Ausdrücke

gerügt werden, die bereits einen Ausblick auf die sich entwickelnden romanischen Sprachen erlauben.<sup>59</sup>

Auf der für das Römische Reich bereits verloren gegangenen Iberischen Halbinsel sammelte und ordnete im frühen 7. Jahrhundert Isidor, der Bischof von Sevilla, das noch verfügbare antike Wissen in einer gewaltigen Enzyklopädie. Isidors *Etymologiae* wurden eines der wichtigsten Referenzwerke des Mittelalters. Sie entstanden in einer Zeit, in der sich nach heutiger Periodisierung die Spätantike (300–600) mit dem Frühmittelalter (500–1050) überschneidet. Isidors Lebensumstände in Cartagena und Sevilla waren von der auch in dieser Überschneidung deutlich werdenden Spannung geprägt: Teile der Iberischen Halbinsel waren seit dem 5. Jahrhundert unter der Herrschaft der Westgoten, denen es bis zur arabischen Invasion 711 nicht gelingen sollte, eine stabile politische Ordnung zu etablieren. Isidors Geburtsort Cartagena fiel 554 für mehrere Dekaden noch einmal an das Oströmische Reich. Das Romanische der Iberischen Halbinsel stand im anhaltenden Kontakt mit dem Germanischen, das von den Westgoten aber später im Zuge ihrer Assimilierung aufgegeben wurde.

Isidors Ausführungen zur Sprache (*Etym.* IX, I) sind daher für uns von höchstem Interesse. Sie beginnen mit der biblischen Sprachgeschichte: Vor dem babylonischen Turmbau besaßen alle Menschen eine gemeinsame Sprache. Diese erste und älteste Sprache ist das Hebräische. Durch die göttliche Sprachverwirrung nach dem Turmbau wurden zunächst ebenso viele Sprachen wie Völker (*gentes*) geschaffen, und weitere Völker sind später aus einer Sprache beziehungsweise einem Sprachstamm hervorgegangen, weshalb es

---

<sup>59</sup> Wenn wir die Kernthesen der Theorie Roger Wrights (Wright 1982; 2000) zur Identität von Spätlatein und Frühromanisch berücksichtigen, könnte sich der *Appendix* auch auf fehlerhafte Schreibweisen beziehen. Wright postuliert, dass der Bruch zwischen Latein und den romanischen Sprachen eng mit den karolingischen Reformen des liturgischen Lateins zusammenhängt. Wurde die lateinische Schrift bis ins frühe Mittelalter selbstverständlich ‚vulgärlateinisch‘ ausgesprochen, mit wachsender Graphem-Phonem-Diskrepanz und regionalen Unterschieden, vereinheitlichten die Reformen die Aussprache im Sinne einer maximalen Graphem-Phonem-Korrespondenz. Damit wurde den vulgärlateinischen Dialekten auf einen Schlag die Schriftsprache entzogen und für die lateinische Schrift eine künstliche Mündlichkeit geschaffen. Anders ausgedrückt: Wo vorher konzeptionell eine Sprache war, gab es nun mehrere. Wenn eine vulgärlateinische Aussprache der lateinischen Schrift im 4. Jahrhundert den unmarkierten Fall darstellte, dann wäre es sogar denkbar, dass im *Appendix Probi* die Schreibweise, und nicht, wie meist angenommen, die Aussprache moniert wird. Das kann allerdings nur für diejenigen Wortpaare gelten, bei denen die Abweichung von der lateinischen (Schrift-)Norm rein phonologisch ist, etwa *speculum, non spectum*, nicht aber in Verbindung mit morphologischen Abweichungen wie bei *auris, non oricla*.

seitdem mehr Völker als Sprachen gibt.<sup>60</sup> Bemerkenswert ist an der biblischen Deutung vorderhand, dass die Verschiedenheit der Völker aus der Verschiedenheit der Sprachen hergeleitet wird: Die göttliche Strafe für die menschliche Hybris beim Turmbau ist der Verlust der gemeinsamen Kommunikationsgrundlage, und erst durch den Akt der Sprachverwirrung können sich Menschen mit gleichen Sprachen zu distinkten Gemeinschaften zusammenfinden, die sich fortan über die Erde verstreuen. Isidor behandelt in seiner Enzyklopädie deshalb ausdrücklich die bekannten Sprachen *vor* den bekannten Völkern, denn „ex linguis gentes, non ex gentibus linguae exortae sunt“ (*Etym.* IX, I, 14).

Die Ausführungen zum Verhältnis von *lingua* und *gens* bringen damit eine genealogische Perspektive ins Spiel, allerdings eher in Bezug auf die Völker als auf die Sprachen: Verschiedene Völker können über den gemeinsamen Ursprung in einer Sprache beziehungsweise einem Sprachstamm miteinander verbunden oder *verwandt* sein,<sup>61</sup> für die Sprachen scheint dies gleichwohl zumindest nicht grundsätzlich zu gelten. Isidor beschreibt keinen gemeinsamen Ursprung der menschlichen Sprachen im adamitischen Hebräisch und vermeidet auch das semantische Feld des *Zerstreuens*: Er spricht von der *Entstehung* (*exorta est*) der Sprachenvielfalt und von der *Teilung* (*divideret*) der Menschheit durch verschiedenartige Laute (*Etym.* IX, I, 1). Aber er gliedert (*Etym.* IX, 1, 8) die ihm bekannte Sprachenwelt in eine östliche (Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch), eine mediterrane (Griechisch und andere) und eine westliche (Romanische) Gruppe und findet mithin einen gewissen Ordnungsansatz.<sup>62</sup> Die Kriterien seiner Gliederung sind allerdings unzweideutig typologische. So „quetschen“ Hebräer und Syrer die „Worte in ihrer Kehle zusammen“ und „zerbrechen“ die Spanier und Italiener die ihren „an den Zähnen“

---

60 „Linguarum diversitas exorta est in aedificatione turris post diluvium. Nam priusquam superbia turris illius in diversos signorum sonos humanam divideret societatem, una omnium nationum lingua fuit, quae Hebraea vocatur; [...] Initio autem quot gentes, tot linguae fuerunt, deinde plures gentes quam linguae; quia ex una lingua multae sunt gentes exortae“ (*Etym.* IX, I, 1); Barney et al. übersetzen die letzte Phrase mit „many nations sprang from one *language stock*“ (2006, 191, meine Hervorh.).

61 So machen auch Barney et al. (2006, 192) auf die Schwierigkeiten bei der Interpretation von *gens* aufmerksam: „The word *gens* essentially means ‘people generated together, people of one stock.’ It may be translated ‘nation,’ ‘race,’ ‘tribe,’ ‘people,’ ‘family,’ etc., depending on the context.“

62 Ein anderer ist die aus dem christlichen Weltverständnis hergeleitete Hervorhebung dreier „*Linguae sacrae*“: das Hebräische, das Griechische und das Lateinische (*Etym.* IX, I, 3).

(ebd.). Über die Ursachen dieser Gemeinsamkeiten stellt Isidor keine Vermutungen an.<sup>63</sup>

Er stellt aber etwas anderes, sehr Wichtiges fest: dass Sprachen in Raum und Zeit variieren. Dabei gibt sein Sprachbegriff zunächst einmal eine Deutung als Sprache und Varietät her, Isidor unterscheidet jedoch nicht terminologisch zwischen diesen beiden Ebenen: „Linguae autem dictae in hoc loco pro verbis quae per linguam fiunt“ (*Etym.* IX, I, 2). Konzeptuell ist die Differenzierung allerdings angezeigt, zum Beispiel wenn er über das Griechische schreibt, dass es „abgesetzte Unterschiede“ kennt, die sich, in diesem Fall, aus der „(räumlichen) Dispersion“ der Sprache ergeben.<sup>64</sup> Deshalb hat das Griechische vier *diatopische* Varietäten (ebenfalls als *linguae* bezeichnet) – die attische, die dorische, die ionische und die äolische (*Etym.* IX, I, 5) –, und darüber hinaus eine fünfte, die mit dem Begriff *diastratisch* wohl nur unvollständig erfasst ist: das Koiné, das heißt die „gemischte, oder gemeine“ Varietät, die „von allen verwendet wird“ (*mixta, sive communis quam omnes utuntur, Etym.* IX, I, 4). Dass die Vermischung von sprachlichen Elementen verschiedener Provenienz im Griechischen kein Zufall ist, sondern zu den gängigen Variationsmodi gehört, zeigt Isidor gleich darauf am Beispiel des Lateins. Interessanterweise setzt er dabei keine vordergründig diatopische, sondern eine *diachronische* Perspektive an. Isidor gibt die Rede „einiger“ wieder, die vier „lateinische Sprachen“ unterscheiden (*Latinas autem linguas quattuor esse quidam dixerunt, Etym.* IX, I, 6): das alte Latein (*prisca*) der Zeit vor der Gründung Roms, das Latein der Zeit des mythischen Königs Latinus (*latina*), das Römische der Republik und Kaiserzeit (*romana*) und schließlich das gemischte (*mixta*), für Isidor kontemporäre Latein, das erst nach der Expansion des römischen Imperiums entstanden ist. Unter Bezug auf heute übliche Periodisierungen können wir die letzten drei dieser diachronischen Varietäten, oder Sprachstufen, problemlos mit dem archaischen oder Altlatein, dem klassischen und dem Spätlatein zusammenbringen. Das Letztere verdient nun unsere Aufmerksamkeit, denn es gilt Isidor als *gemischt* und in dieser Form nur als sprachliche Äußerung einer Emergenz von neuen Sitten und Völkern im römischen Staatsgebiet, die, dann in letztlich beiden Perspektiven, mit Blick auf vergangene Epochen als Verfall erlebt wird: „Mixta, quae post imperium latius promotum

---

<sup>63</sup> „Omnes autem Orientis gentes in gutture linguam et verba conlidunt, sicut Hebraei et Syri. Omnes mediterraneae gentes in palato sermones ferunt, sicut Graeci et Asiani. Omnes Occidentis gentes verba in dentibus frangunt, sicut Itali et Hispani“ (*Etym.* IX, I, 8).

<sup>64</sup> „Et sunt in observatione Graecae linguae eiusmodi certa discrimina; sermo enim eorum ita est dispertitus“ (*Etym.* IX, I, 5).

simul cum moribus et hominibus in Romanam civitatem inrupit, integritatem verbi per soloecismos et barbarismos corrumpens“ (*Etym.* IX, I, 7). Das gemischte Latein ist ein durch Solözismen und Barbarismen, also durch Einflüsse anderer Sprachen in Struktur und Aussprache (oder auch Schreibweise) *korrumpiertes* Latein;<sup>65</sup> es ist die konventionalisierte Abkehr von einem vergangenen sprachlichen Ideal, das Isidor in Form des lateinischen Schriftkanons zum Vergleich zur Verfügung steht. Neben diesem vielleicht universalen kulturpessimistischen Deutungsschema liefert die biblische Version der Sprachentstehung einen größeren theoretischen Überbau für diese substantiell negative Haltung: Jeder Sprachwandel muss unter dem Verdacht stehen, den Abstand von der ursprünglichen Einheit des Menschen und seiner Einheit mit Gott weiter zu vergrößern und trägt deshalb das Potential in sich, Verfall anzuzeigen. Die von Isidor am Latein beobachtete diachronische Variation ist in strenger Auslegung wohl nichts anderes als die Fortsetzung der göttlichen Strafe in Babel. Den nächsten gedanklichen Schritt aber, vom Sprachwandel beziehungsweise der diachronischen Variation in einer Sprache hin zur Emergenz neuer Sprachen, und einer daraus abgeleiteten genealogischen Lesart der (von Isidor ja unter typologischer Optik schon beobachteten) Beziehungen zwischen den Sprachen finden wir hier noch nicht. Dazu wird erst im Spätmittelalter Dante Alighieri einen mitreißenden Auftakt liefern.

Dass Gott aber nicht jedem Menschen oder Volk nur eine Sprache zugedacht hat, sondern jeder von Geburt an jede beliebige Sprache und auch mehrere Sprachen zu erlernen in der Lage ist, hält Isidor in seiner Abhandlung zum Spracherwerb fest: „Omnem autem linguam unusquisque hominum sive Graecam, sive Latinam, sive ceterarum gentium aut audiendo potest tenere, aut legendo ex praeceptore accipere“ (*Etym.* IX, 10). Sprachwandel, Mehrsprachigkeit, Sprachkontakt und Sprachmischung scheinen damit in der menschlichen Sprechfähigkeit angelegt und der Mensch folglich in der Lage zu sein, die postbabylonische Sprachlandschaft nachhaltig zu gestalten.

---

<sup>65</sup> Isidor selbst definiert Solözismen und Barbarismen im ersten Buch zur Grammatik in diesem Sinne (*Etym.* I, 32 und 33). *Barbarismus* wird die falsche Aussprache oder Schreibweise deshalb genannt, weil sie von „barbarischen Völkern“, die zwar Römer geworden sind, aber der Reinheit des Lateins gegenüber ignorant geblieben sind, gemacht werden. Isidor unterscheidet Barbarismen von Entlehnungen oder Kopien von Elementen aus anderen Sprachen, die er *barbarolexis* nennt (*Etym.* I, 32).

### 3.3 Mittelalter

Durch die Ausbreitung des Christentums und die proportional dazu wachsende Diskurshoheit der Kirche bleibt die Vermittlung des Lateins im Mittelalter ein Kernpunkt der Beschäftigung mit Sprache. Bis zu einer wichtigen Zäsur im 11. Jahrhundert erschöpft sich das Bemühen um Sprache sogar weitestgehend in der Produktion, Kommentierung, Erweiterung und Didaktisierung normativer Regelgrammatiken des Lateins (Jungen und Lohnstein 2007, 81 ff.). Als Sprache der Heiligen Schrift und der Kirche, der klassischen Autoren sowie der Verwaltung ist sie nicht nur die einzige Sprache, die einer eingehenderen Betrachtung wert scheint, sondern ihr Studium ist geradewegs der Schlüssel zum mittelalterlichen Weltverständnis. In den vielen politischen Einheiten, die aus dem Zusammenbruch Westroms hervorgegangen waren, ist Latein, insbesondere durch die Missionierung, eine universale Zweitsprache geworden, allerdings nie die Umgangssprache der gebildeten Eliten. Das spiegelt sich auch in den Regelgrammatiken wider, die auf das Verstehen und die Reproduktion der klassischen Strukturen abzielen, oder, wenn diese von jenen in der im 4. Jahrhundert entstandenen *Vulgata*-Bibel abwichen, Letztere bereitwillig zum Standard erklären, aber alle pragmatischen Aspekte des Sprechens ausklammern (Jungen und Lohnstein 2007, 78).<sup>66</sup> Griechischkenntnisse sind, anders als in der römischen Antike, kaum verbreitet und die germanischen und romanischen Volkssprachen gelten noch bis ins Spätmittelalter als ‚barbarisch‘. *Grammatik* ist daher gleichbedeutend mit *lateinischer Grammatik*, und hier sind Donatus und Priscianus die unangefochtenen Autoritäten.<sup>67</sup> Als erste im Kanon der *Septem artes liberales* und dort des auf Sprache ausgerichteten *Triviums* ist Grammatik in diesem Sinne auch die unbedingte Voraussetzung für eine Teilnahme am Wissensbetrieb,<sup>68</sup> ohne jedoch, das gilt bis ins 12. Jahrhundert, als eigene ‚Wissenschaft‘ verstanden zu werden (Jungen und Lohnstein 2007, 81; vgl. Arens 1955, 30; Amsler 2000; Wright 2000).

---

<sup>66</sup> An diesem eher offensiven Umgang mit der sprachlichen Diskrepanz zwischen den klassischen Texten (darunter fallen auch die spätantiken Grammatiken) und der *Vulgata* lässt sich für Jungen und Lohnstein (2007, 82f.) die Hegemonie des theologischen Diskurses in der Sprachreflexion und Grammatikschreibung des frühen Mittelalters ablesen. Vom Erfolg dieses Ansatzes zeugt das mittelalterliche Gelehrtenlatein, gegen das später die Humanisten ins Feld ziehen.

<sup>67</sup> „Von der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts an scheinen im Westen alle antiken Grammatiker außer Priscianus und Donatus vergessen“ (Jungen und Lohnstein 2007, 85).

<sup>68</sup> Eine knappe, aber aussagekräftige Darstellung der Rolle der Grammatik im mittelalterlichen Bildungssystem geben z. B. Jungen und Lohnstein (2007, 80f.).

Ab dem 12. Jahrhundert gerät – durch Rückübersetzungen aus dem Arabischen, und mit der arabischen Expansion nach Europa als notwendige Voraussetzung – die griechische Philosophie und insbesondere das Gesamtwerk Aristoteles' (wieder) in das Blickfeld der europäischen Geisteslandschaft.<sup>69</sup> Nach anfänglicher Ablehnung seitens der Kirche wird Aristoteles zu einem Grundbestandteil der abendländischen Bildung, ausdrücklich an den ab dem 11. Jahrhundert gegründeten Universitäten, und hier besonders in Paris. Mit der Aristotelesrezeption setzt, neben der unverminderten deskriptiv-didaktischen, auch eine neue philosophische Sprachbetrachtung ein, die eng mit dem Begriff der *Scholastik* verknüpft ist. Der Begriff bezieht sich vor allem auf eine Methode der Argumentation und Beweisführung – im Hochmittelalter die einzige als ‚wissenschaftlich‘ anerkannte –, die in fundamentaler Weise auf die aristotelische Logik zurückgreift und Erkenntnis also auf deduktivem Weg gewinnt. Der scholastische Versuch, Sprache über die Logik zu erfassen, mündet in den sogenannten *spekulativen* oder *rationalen*, das heißt philosophischen und nicht empirisch-deskriptiven Grammatiken (dazu z.B. Kobusch 1996). Im Kern geht es darum, grammatische Regeln und Kategorien logisch zu begründen und damit die Einheit von Logik und Sprache zu beweisen (vgl. Arens 1955, 35 f.; Lehmann 2002, 51 f.). Dieses Bestreben kann auch im Sinne des mittelalterlichen Weltverständnisses gedeutet werden, so wie Arens es zusammenfasst:<sup>70</sup>

Die allgemeine Tendenz ist [...] nicht, zu sehen, *was* ist, sondern zu fragen und zu beweisen, *warum* das, was ist, so ist, wie es ist. Der mittelalterliche Mensch steht vor lauter fraglosen Gegebenheiten, deren erste und fundamentale die in der Bibel enthaltene und von der Kirche verkündete geoffenbarte Wahrheit ist. Hieran macht er seinen ersten „Denkversuch“, den Versuch zu beweisen, daß das Geoffenbarte und Geglaubte wahr ist; er erschöpft sich in dem unaufhörlichen Prozeß des Warum und Weil. Sein höchstes Ziel ist der Beweis, daß alles, was ist, logischerweise so sein muß, wie es ist, alles also einem großen Gesetz untersteht und somit eine Einheit bildet. Eben darum gibt es keine Forschung im Mittelalter, weder in den Naturwissenschaften, noch in der Sprachwissenschaft, kann es keine Forschung geben und somit keine Wissenschaft. (Arens 1955, 35, Hervorh. i. Orig.)

<sup>69</sup> Die Vermittlerrolle des arabischen und hebräischen Kulturraumes bei der Wissens- und Bildungsexpansion im 12. und noch einmal im 14./15. Jahrhundert kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dies sollte auch bei aktuellen identitätspolitischen Diskussionen um eine geistes- und kulturgeschichtliche Bewertung insbesondere der europäischen Renaissance und Aufklärung berücksichtigt werden: Es ist durchaus fraglich, ob es ohne die arabische Expansion nach Europa eine Renaissance und Aufklärung in den uns heute bekannten Umrissen gegeben hätte.

<sup>70</sup> Dazu sei auch auf das hervorragende Buch von Fossier (2010) zum Leben im Mittelalter verwiesen.

Nicht das Einzelne, Spezielle wird also zu erfassen gesucht, sondern das Allgemeine, Universale – aber immer in Übereinstimmung mit den Autoritäten, zu denen Aristoteles im Hoch- und Spätmittelalter ohne Zweifel gehört. Es geht, mit anderen Worten, um die Gewissheit einer Harmonie zwischen dem Sein und dem Sein-Sollen. Auf die Sprache übertragen bedeutet das die Gewissheit, dass die Struktur der Sprache die Struktur des Seins abbildet, wie es die aristotelische Philosophie darstellt. Der Begriff *spekulative Grammatik* bezieht sich deshalb nicht auf das ungeleitete Spekulieren, sondern auf Lat. *speculum* ‚Spiegel, Abbild‘ (Lehmann 2002, 52). Die wichtigste, im 13. Jahrhundert in diesem Rahmen entwickelte Grammatiktheorie wird als *Modismus* und ihre Autoren (zum Beispiel Thomas von Erfurt und Roger Bacon; ein wichtiger Vordenker ist Petrus Helie) als *Modisten* bezeichnet, nach einem Grundkonzept der Theorie, den *modi significandi* (vgl. Harris und Taylor 1997, Kap. 6). Es geht noch einmal um die Frage nach der Wahrheit in den Wörtern: in diesem Fall, ob grammatische Klassen, insbesondere die Wortarten, ontologische Realitäten abbilden oder nicht.<sup>71</sup> Aus philosophischer Sicht ist mit dieser Frage das sogenannte Universalienproblem berührt, in dem versucht wird zu klären, ob allgemeinen Begriffen – also solchen, die sich anders als Namen auf kein spezifisches Ding, sondern eine Menge von Dingen beziehen, etwa Begriffe wie *Mensch* oder *Zahl* – eine wirkliche Existenz zukommt (realistische Position), oder ob es sich dabei um rein mentale Begriffsbildungen handelt (nominalistische Position). Mit Platons Ideenlehre, die neben den Dingen eine eigene Welt der Ideen (in Bezug auf die Universalien etwa „der Mensch an sich“, „die Zahl an sich“) annimmt, hatte die realistische Position ihren Anfang genommen. Aristoteles hatte die allgemeinen Begriffe auf eine gemeinsame Eigenschaft der betreffenden Dinge bezogen, nämlich ihre Form (Jungen und Lohnstein 2007, 104). Ein ähnlich gemäßigter Realismus findet sich nun in der Antwort der Modisten auf ihre Frage: Wörter bezeichnen die Dinge nicht direkt, sondern indem ihnen vom Verstand und auf der Grundlage der von den betreffenden Dingen abstrahierten Eigenschaften eine bestimmte Form zugewiesen wird. Diese Form ist der *modus significandi*. Der Begriff meint „ziemlich genau das, was man heute die Bedeutung einer grammatischen Kategorie, oder die Funktion einer grammatischen Operation nennen würde“ (Lehmann 2002, 53). Die Bedeutung der Wortart Substantiv referiert also auf die realen Eigenschaften der in dieser Form bezeichneten Dinge – Konzept und Begriff bilden jedoch nicht deren Seinsweisen (*modi essendi*) direkt ab, sondern ihr vom Intellekt so verstandenes und vermitteltes Wesen (*modi intelligendi*) (z. B. Robins 1976, 87; Kobusch 1996,

---

71 Die größten Fortschritte verzeichnen die Modisten daher in den Bereichen Semantik und Syntax (z. B. Arens 1955, 35 ff.; Lehmann 2002; Jungen und Lohnstein 2007, 88 ff.).



82; Lehmann 2002, 54).<sup>72</sup> Die Dinge und ihr geistiges Abbild sind zwar isomorph, aber nicht identisch. Das geistige Abbild stellt folglich eine dritte reale Instanz zwischen den Dingen und den Bezeichnungen dar. Die mit der modistischen Theorie bestätigte Harmonie zwischen Sprachstruktur und Seinsstruktur führt in eine universalistische Auffassung von Grammatik, wie sie in dieser Zeit am deutlichsten von R. Bacon formuliert wurde:

Grammatica una et eadam est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur. / Die Grammatik ist dem Wesen nach ein und dieselbe in allen Sprachen, wenn sie auch zufällig [in den Akzidentien] variiert. (Bacon, *Summa grammaticae*, zit. nach Lehmann 2002, 52)

Damit verbunden ist eine erste systematische Trennung der Grammatik in Tiefen- und Oberflächenstruktur, die in kommenden universalistischen Grammatikentwürfen bis in die unmittelbare Gegenwart regelmäßig wiederkehren sollte. Diese Trennung findet sich im Mittelalter aber nicht nur bei den Modisten, sondern auch im nominalistischen Gegenentwurf, für den insbesondere Wilhelm von Ockhams Sprachtheorie steht. Hier wird neben den Dingen und den Bezeichnungen jede dritte Instanz ausgeschlossen, die Erkenntnis und das Bezeichnen fallen in den Konzepten und Begriffen zusammen. Daraus resultiert ein konsequent zweiteiliges Zeichenmodell mit dem Ding (*res*) auf der einen Seite, scharf getrennt vom Zeichen (*signum*) auf der anderen Seite, das gleichsam die Erkenntnis des Dings (*conceptus*) und ihre Versprachlichung (*vox*) umfasst (Jungen und Lohnstein 2007, 105).

Rationalistisch-universalistische Grammatikansätze haben seitdem und bis in die unmittelbare Gegenwart einen festen Platz in der Sprachwissenschaft, von der Grammatik Port-Royals über den Strukturalismus Ferdinand de Saussures und die generative Grammatik Chomskys bis hin zur sprachvergleichenden Typologie und Universalienforschung der Gegenwart. Im Mittelpunkt steht dabei immer der Systemcharakter der Sprache oder, um Platons Unterscheidung von zwei Sprachfunktionen im *Kratylos* wieder aufzugreifen, die seinsunterscheidende Funktion von Sprache, nicht die kommunikationspragmatische. Vordergründig dieser zweiten Funktion sind aber ebenjene Aspekte zuzuordnen, die das Thema dieses Buches berühren: Sprachvariation, Sprachwandel, Mehrsprachigkeit, Sprachkontakt und Sprachmischung. Mit den normativen Regelgrammatiken, die in Form der *grammatica positiva* im 13. Jahrhundert

---

<sup>72</sup> „*Nomen ergo est pars orationis significans per modum entis vel determinatae apprehensionis.* / Ein *Nomen* ist also ein Redeteil, welcher durch die Weise des Seienden und des auf bestimmte Weise Erfassten bezeichnet“ (Thomas von Erfurt, *Novi modi significandi*, § 16, zit. nach Lehmann 2002, 62).

einen neuen Höhepunkt erreichten,<sup>73</sup> und der theoretischen Grundsteinlegung für eine Universalgrammatik durch die Modisten wurde zudem die ausschließliche Beschäftigung mit dem Lateinischen weiter zementiert und legitimiert: Was man im Latein fand, das musste für Sprache im Allgemeinen gelten, und wie Donatus und Priscianus die lateinische Sprache beschrieben hatten, so mussten sich alle anderen Sprachen beschreiben lassen. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die Themen Sprachkontakt und Sprachmischung in einer gewaltigen Zeitspanne, die vom Früh- (Isidor) bis zum Spätmittelalter (Dante), also vom 7. bis zum 14. Jahrhundert reichte, im Grunde keinerlei Vorschub erhalten, die darunter gefassten Phänomene kaum oder gar nicht besprochen, geschweige denn theoretisiert wurden. Gerade für die Romanistik ist diese Beobachtung von außerordentlichem Interesse, denn sie hilft zu verstehen, warum die Ausgliederung der romanischen Sprachen aus dem Latein von den zeitgenössischen Autoren nicht dokumentiert oder theoretisch begleitet wurde, obwohl einige der dafür verantwortlichen Dynamiken im Varietätenspektrum des Lateins, wie wir gesehen haben, bereits von Isidor im 7. Jahrhundert recht genau vermerkt worden waren. Das logizistisch-universalistische Sprachdenken des Mittelalters hatte den Fokus schlichtweg abgewandt von derart ‚weltlichen‘ Erscheinungen, es hatte sie unter die Grenze dessen, was als relevant erachtet wurde, verbannt.

Sehr bemerkenswert, und bereits eine Vorschau auf das, was die Sprachbeschäftigung in der Renaissance auszeichnen würde, sind daher die ersten Beschreibungen europäischer ‚Volkssprachen‘ – des Altenglischen, Irischen, Walisischen, Okzitanischen und Isländischen – ab dem 10. Jahrhundert. In Struktur und Terminologie sind sie zwangsläufig am lateinischen Modell orientiert. *Ælfric* ist um 1000 der Erste, der empfiehlt, die Systematik der Lateingrammatik auf eine Volkssprache, in diesem Fall das Altenglische, zu übertragen (Dekkers 2000; Jungen und Lohnstein 2007, 85). Wenigstens eine Abhandlung zum Isländischen (um 1150, meist einfach unter dem englischen Titel *Grammatical treatise* geführt) weist aber mit ihren bemerkenswert reflektierten Beobachtungen zum Verhältnis von Orthografie und Phonologie auch schon weit über die lateinische Systematisierung hinaus (dazu Micillo 2000; Robins 1976, 72 ff.; zum Irischen Ahlqvist 2000; zum Walisischen Matonis 2000; zum Okzitanischen Niederehe 2000).

---

73 Dabei handelt es sich um eine konsequente Weiterführung des didaktischen Ansatzes; die Grammatiken sind z. B. zur besseren Memorierbarkeit in Versform verfasst. Von Bedeutung sind hier insbesondere Alexander von Villa Deis *Doctrinale* und der *Graecismus* von Eberhard von Bethune (dazu z. B. Grondeux 2000).

### 3.4 Von der Renaissance bis zur Aufklärung

Der Begriff *Renaissance*, oft auch in Kombination als *Renaissance-Humanismus*, bezeichnet ein im 19. Jahrhundert geprägtes Epochenkonzept für die Zeit zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert, dessen Konturen vor allem in der Kunst- und Geistesgeschichte deutlich hervortreten.<sup>74</sup> Im Zentrum des Konzeptes steht die Ablösung des mittelalterlichen Menschen- und Weltbildes durch ein oft doppelsinnig modernes und an der Antike orientiertes, die intellektuelle Hinwendung insbesondere zu der im Mittelalter nicht kanonischen Antike und ein Bildungsideal, das sich aus dem neuen Bild vom Menschen als (vergleichsweise) freiem und schöpferischem Individuum und erneuten Rekursen auf antike Vorbilder speist. Aus historischer Sicht markiert die Epoche zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert den Beginn der Neuzeit. Sie beinhaltet dementsprechend umfassende und komplexe Umwälzungen in den sozialen, politischen, kulturellen und intellektuellen Strukturen Europas, deren ausführliche Darstellung hier nicht Thema sein kann. Zu den Schlüsselereignissen dieser Zeit gehören aber sicherlich die frühe Nationenbildung, die koloniale Expansion, die Reformation sowie die Erfindung und Verbreitung des mechanischen Buchdruckes.

Dabei sind die intellektuell-identitäre Loslösung des christlichen Europas von der Antike wie auch die Bedingungen für eine Wiederanknüpfung Produkte jener Epoche zwischen dem Altertum und der Neuzeit, die nun als dunkel und rückständig interpretiert wird und für die auch ein angemessener Begriff gefunden wird: das Mittelalter. Große Teile des antiken Wissens waren nach dem Untergang Westroms in Vergessenheit geraten und erst durch politische Entwicklungen im Hoch- und Spätmittelalter wieder ins Blickfeld des europäischen Denkens gerückt. Bewahrt wurde dieses Wissen vor allem im griechisch geprägten Oströmischen beziehungsweise Byzantinischen Reich einerseits, und im Umfeld des seit dem 7. Jahrhundert über die ehemaligen römischen Territorien Ägyptens, Palästinas und Nordafrikas nach Europa expandierenden Islams andererseits. Die spanische *Reconquista* ‚rückerobert‘ deshalb nicht nur als ur-christlich proklamiertes Territorium, sondern auch das Wissen griechischer, arabischer und persischer Autoren. Vom anderen Ende Europas bringen nach der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen im Jahr 1453 byzantinische Gelehrte griechische Schriften nach Italien, wo die Renaissance auch deshalb ihren Anfang nimmt.

---

<sup>74</sup> Begriff und Epochenkonzept der *Renaissance* gehen zurück auf J. Michelet und J. Burckhardt, Begriff und Konzept des *Humanismus* auf F.I. Niethammer. Details hat z.B. Gruber (2014, 19).

### 3 Vor der Paradigmenbildung

In einer makroskopischen Perspektive beschreibt Vivien Law die Renaissance als einen von zwei wesentlichen Wendepunkten in der europäischen Geistesgeschichte, in dem nicht weniger transformiert wird als die Einstellung des Menschen zur gesamten ihn umgebenden Welt – dann verständlicherweise mit Auswirkungen auf fast alle Lebensbereiche:

Roughly in the middle of the fifteenth century (although you can see signs of this a good two hundred years earlier) a far-reaching change took place. The western European attitude to the outer world was transformed. Interest shifted from the universal and transcendental to the particular, visible, material phenomena around us. Whereas the details of the material world had previously seemed ephemeral and unimportant, now they took on the tantalizing allure of the unknown. Previously, convinced that life on Earth was a punishment rather than an opportunity, Europeans had done their best to ignore the most earthly parts of it; but once that attitude changed, they wanted to get to grips with the material in every conceivable way: by sketching and sculpting it, by weighing it and measuring it, by collecting it, by classifying it, by exploring it and manipulating it to suit their needs and desires. You can see the consequences in every area of intellectual, cultural and economic life. (Law 2003, 212 f.)

Die neue, auf das Diesseits gerichtete, partikularistische Orientierung der intellektuellen Tätigkeiten, das Sammeln, Katalogisieren und Klassifizieren wird auch in der Beschäftigung mit Sprache deutlich. Neben dem Latein und dem Griechischen, deren Studium man nun *ad fontes*, also auf die Originalquellen der antiken Autoren statt auf die mittelalterlichen Tradierungen ausrichtete (dazu z. B. Tavoni 2000a; 2000b),<sup>75</sup> rücken durch die auf der Iberischen Halbinsel gesetzten Impulse auch das Hebräische und Arabische (wieder) in den Fokus. Nachhaltiger ist aber die, besonders in der Romania, bald massive Auseinandersetzung mit den ‚Volkssprachen‘, also jenen, die bislang nicht durch eine Grammatik fixiert worden waren. Die Entdeckungsfahrten Portugals und Spaniens, insbesondere das Erschließen des amerikanischen Doppelkontinents ab 1492, ermöglichen dazu einen massiven Zuwachs an linguistischen Studienobjekten, und deren Studium eine Erweiterung der Perspektiven auf Sprachen- und Strukturreichhaltigkeit.

Den theoretischen Grundstein für eine breite Beschäftigung mit den Volkssprachen hatte aber schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts Dante in seiner, für ein Gelehrtenpublikum auf Latein verfassten, Schrift *De vulgari eloquentia*

---

<sup>75</sup> Das *Ad-fontes*-Gebot ist freilich älter. Es findet sich, wie Arens (1955, 50) anmerkt, schon bei dem Modisten Roger Bacon im 13. Jahrhundert. Erst in der Renaissance bekommt es aber den entsprechenden ideologischen Rahmen und damit spezifische Geltung.

gelegt (entstanden zwischen 1303 und 1305, Erstdruck 1529, hier zitiert nach der zweisprachigen Ausgabe 2007). Mit ihr wollen wir uns aufgrund ihrer für die Sprachwissenschaft wegweisenden Bedeutung in diesem Kapitel befassen, obwohl sie chronologisch betrachtet, und auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht, noch ins Spätmittelalter gehört (etwa zeitgleich gibt zum Beispiel Thomas von Erfurt seine *Modi significandi* heraus, vgl. Lehmann 2002).<sup>76</sup>

Dante beginnt seine Reflexion mit der Feststellung, dass die Volkssprachen bisher kein Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung gewesen sind, diese Auseinandersetzung aber „schlechthin für alle äußerst notwendig ist – denn auf sie [= die Volkssprache] stützen sich nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder, soweit es die Natur gestattet“ (*Vulg.* i, 1). Mit *Volkssprache* (*vulgaris locutio*) bezeichnet Dante also „jene Sprache [...], die wir ohne jegliche Regel durch Nachahmen der Amme annehmen“ (*Vulg.* i, 2). Daneben gibt es, und war folglich bisher einziger Gegenstand wissenschaftlicher Sprachreflexion,

ein anderes Sprechen, zweiter Art, das die Römer Grammatik nannten. Dieses Sprechen zweiter Art haben die Griechen und andere [Völker], aber nicht alle. Zu ihrer Beherrschung gelangen nur wenige, denn wir werden in ihr nur mit Zeitaufwand und durch Beharrlichkeit im Studium geformt und gebildet. (*Vulg.* i, 3)

Von diesen beiden Sprachformen nun

ist die Volkssprache die edlere: Einmal, weil sie als erste vom Menschengeschlecht gebraucht wurde, sodann, weil der ganze Erdkreis sie benutzt, auch wenn sie nach unterschiedlicher Aussprache und Wortschatz aufgeteilt ist, und schließlich, weil sie uns natürlich ist, während jene eher künstlich ist. (*Vulg.* i, 4)

Anders als bei den Modisten, wo der Terminus *grammatica* zunächst eine naturgegebene, mentale Struktur, eine Ganzheit von Regeln bezeichnet, die das menschliche Sprechen steuern, meint Dante mit *Grammatik* ein künstliches und spezifisches Idiom, dessen Zweck über die normale, alltägliche Kommunikation hinausweist. Das menschliche Sprechen wird also durch eine Dichotomie *Volkssprache/Grammatik* charakterisiert, welche sich in Eigenschaftspaaren wie [allen/wenigen Menschen gegeben], [natürlich/künstlich], [durch Nachahmen/durch Studium erworben] und [ohne/mit expliziten Regeln], aber

---

<sup>76</sup> Zur Schwierigkeit der Periodenabgrenzung Mittelalter/Renaissance bzw. entsprechender Zuordnungen siehe z.B. Gruber (2014, 19ff.).

auch, im Sinne eines auf die Antike zurückweisenden Grammatikverständnisses, [mündlich/ schriftlich] erfassen lässt (vgl. Lo Piparo 1986).<sup>77</sup>

Seinem Studium der Volkssprache voran schickt Dante eine Sprachreflexion, die in Teilen noch typisch ist für das Mittelalter, in anderen Elementen aber bereits das bevorstehende Neue ankündigt: Die Sprache dient für Dante zur Übertragung von Gedanken und steht allein dem Menschen zur Verfügung, denn Engel haben die geistige Schau und Tiere ihre Instinkte, um die entsprechenden Kommunikationsanforderungen zu bewältigen. Diese Auffassungen finden sich bereits bei Thomas von Aquin (Imbach und Suarez-Nani 2007, 80–86). Hebräisch, als Sprache Adams, war die erste Sprache (*Vulg.* vi, 7). Die göttliche Strafe beim Turmbau zu Babel schuf aus dieser einen viele Sprachen und diese veränderten sich, auf natürlichem Wege, bis sie zu den Volkssprachen der danteschen Gegenwart wurden. Durch die Konstatierung einer *Kontinuität* von der biblischen Sprachverwirrung bis zu der von Dante für Europa nachgezeichneten Verbreitung der Volkssprachen werden erstmals die Vorstellungen von einer allgemeinen Geschichtlichkeit der Sprache und von Sprachwandel als diese Historizität gestaltendem Prozess in die europäische Sprachreflexion eingeführt. Revolutionär an Dantes Gedanken ist dabei auch, dass er für den historischen Sprachwandel eine Begründung anführt, die außerhalb der biblischen beziehungsweise historischen und der aristotelisch-logischen Erklärungsmuster liegt: das Wesen des Menschen. Der Mensch sei nämlich von Natur aus unstedt und veränderlich, deshalb können seine Sitten und Gebräuche nicht beständig sein, sondern müssen sich in Raum und Zeit verändern (*Vulg.* ix, 6). Ebenso wie diese wandeln sich auch die Sprachen unentwegt, und zwar nicht durch außerhalb der konkreten Sprecher fassbare ‚natürliche‘ (beziehungsweise in logischen Verfahren begründete) Prozesse oder Übereinkunft, sondern „gemäß menschlichem Gutdünken“ (*humanis beneplacitis*, *Vulg.* ix, 10). Sprache zu verändern ist damit nicht mehr ein Privileg Gottes, sondern auch eine Fähigkeit des Menschen, die sich aus seinem veränderlichen Wesen ableitet und deshalb positiv konnotiert sein kann. Sprachwandel wie auch Sprachenvielfalt sind

---

<sup>77</sup> Die Dichotomie findet sich auch in Dantes *Convivio* (zit. hier nach Alighieri 1903) wieder, das um 1306 entstanden und nun im Gegensatz zu *De vulgari eloquentia* auch in der Volkssprache verfasst ist. Dante begründet sein Vorgehen – insbesondere den Entschluss, den Kommentar zu den *Canzoni*, die den Kern des *Convivio* ausmachen, nicht, wie es üblich gewesen wäre, auf Latein zu verfassen – äußerst ausführlich (*Conv.* I, v bis I, xiii) und bilderreich. Kernelemente der Begründung sind die Unangemessenheit eines lateinischen Kommentars zu den in der Volkssprache gehaltenen *Canzoni*, die übergroße Freigiebigkeit des *vulgare* gegenüber dem Latein und die natürliche Liebe zur eigenen Volkssprache. Für eine Vertiefung seiner Ausführungen zum Sprachwandel verweist Dante explizit auf sein *De vulgari eloquentia* (*Conv.* I, v, 10).

dann nicht mehr nur Ausführung und Resultat der göttlichen Strafe oder logisches Wirken ‚natürlicher‘ Mechanismen, sondern (auch) Ausdruck menschlicher Willenskraft, mithin ein Kultur- und Geschichtsgut, das wertgeschätzt werden muss (vgl. Imbach und Suarez-Nani 2007, 112). Die Grammatik stellt einen künstlichen Gegenentwurf zu den veränderlichen Volkssprachen dar, sie ist ein Fixpunkt, eine „in verschiedenen Zeiten und Orten unveränderliche Identität des Sprechens“ (*Vulg.* ix, 11). Die Grammatik basiert, anders als die Volkssprache, nicht auf dem freien Willen Einzelner, sondern auf Übereinkunft und ist deshalb nicht der Veränderung unterworfen. Ihr Zweck ist es, Kommunikation über die Grenzen ihrer Veränderlichkeit in Zeit und Raum hinweg zu gewährleisten.<sup>78</sup>

Den Hauptteil seiner Schrift widmet Dante einer ersten Erfassung der europäischen, insbesondere der italienischen Sprachlandschaft, und ganz im Sinne seiner Sprachphilosophie erfasst er sie zunächst historisch. Den Ausgangspunkt bilden die Migrationsbewegungen nach der babylonischen Katastrophe. Von dort hätten die Menschen eine „dreigliedrige Sprache“ (*ydioma tripharium*, *Vulg.* viii, 2) nach Europa gebracht und jede der drei Sprechergruppen hätte sich in einer anderen Region niedergelassen. Die europäische Sprachlandschaft lasse sich entsprechend der drei Proto-Idiome in eine südliche (romanische), eine nördliche (germano-slawische) und eine griechische Gruppe unterteilen. Innerhalb dieser Gruppen und in den dazugehörigen Territorien hätten sich die drei Proto-Idiome später immer weiter diversifiziert und so die Vielfalt der europäischen Volkssprachen erschaffen.<sup>79</sup> Sprachliche Variation wird von Dante damit in einer zeitlichen, in einer räumlichen und später, in Bezug auf einzelne italienische Volkssprachen, auch schon in einer stilistischen Dimension erfasst (Lo Piparo 1986, 10 ff.). Die räumliche Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde, die in dieser Interpretation eine

---

<sup>78</sup> „Sie erfanden also [die Grammatik], weil wir sonst die Lehren und Taten der Alten oder derjenigen, die sich durch die Verschiedenheit der Orte von uns unterscheiden, wegen der Veränderung der vom freien Willen einzelner abhängigen, unbeständigen Rede nicht oder mindestens nur unvollkommen verstehen könnten“ (*Vulg.* ix, 11).

<sup>79</sup> Der Terminus *ydioma* bezeichnet bei Dante die Sprachen, die aus der Sprachverwirrung und damit durch göttliches Zutun entstanden sind. Aus diesen Proto-Sprachen sind durch menschliches Sprechhandeln später die *vulgari*, die Volkssprachen hervorgegangen. Der Singular in *ydioma tripharium* bezieht sich auf die Gruppe der Menschen, die nach Europa eingewandert sind und darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Dante von drei unterschiedlichen Sprachen ausgeht, die diese Gruppe bei der Sprachverwirrung empfangen habe (Tavoni 1990; Imbach und Suarez-Nani 2007, 106 f.). Eine ‚Verwandschaft‘ im historischen Sinne sieht Dante also nur zwischen den Volkssprachen und ihrem ursprünglichen *ydioma*, nicht aber zwischen den drei europäischen Proto-Sprachen und einer gemeinsamen (~ indoeuropäischen) ‚Ursprache‘.

### 3 Vor der Paradigmenbildung

notwendige Voraussetzung für die Diversifizierung der Sprachen darstellt, beschreibt Dante bereits mit den auch später immer wiederkehrenden Bildern aus der Botanik:

Et cum radix humane propaginis principalis in oris orientalibus sit plantata, nec non ab inde ad utrunque latus per diffusos multipliciter palmites nostra sit extensa propago [...].

Und weil die ursprüngliche Wurzel des Menschstammes in den östlichen Gegenden gepflanzt wurde und sich unser Stamm von dort aus durch weit verzweigte Verästelungen nach beiden Seiten vielfach ausgebreitet hat [...].  
(*Vulg.* viii, 1)

Im Norden Europas seien aus dem Proto-Idiom viele verschiedene abgeleitet worden (*fuerit dirivatum*, *Vulg.* viii, 4), und die Volkssprachen Südeuropas, sprich: der Romania, wurden aus ein und demselben Idiom entwickelt (*progre-diantur*, *Vulg.* viii, 6) – allerdings sagt Dante nirgendwo, dass es sich dabei um das Latein handelt. Der gemeinsame Ursprung und die Vielfalt der europäischen Sprachen leiten sich analogisch aus dem illustrierten Lebensbaum der Spezies Mensch her; im metaphorischen Sinne müssen die Sprachen in den drei Gruppen deswegen als verwandt gelten. Dantes historische Optik legt den Grundstein für eine genealogische Sprachkonzeption, die für die westliche Sprachwissenschaft kennzeichnend sein wird (vgl. Arens 1955, 40 ff.), und fasst in ihrem Sprachbegriff damit implizit schon mehr als nur ein dem „Gutdünken“ der Sprecher unterworfenen Phänomen: Die Sprache ist eine ererbte Eigenschaft ihrer Sprecher und folglich von deren Lebensumständen nicht unabhängig. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Begriff der *Muttersprache*, der, so Gardt (1999, 47), ab dem 11. Jahrhundert als *lingua materna* in deskriptiver Bedeutung (das heißt in Abgrenzung zum später durch Studium erworbenen Latein) und ab dem 15. Jahrhundert in der noch heute geläufigen Bedeutung als ‚ererbte‘ Sprache vorliegt.

Dantes bedeutendste Leistungen auf dem Gebiet der Sprachforschung sind es, Sprache als historisches Phänomen erkannt und damit den Grundstein für eine historische Sprachwissenschaft gelegt zu haben sowie eine Beschäftigung mit den Volkssprachen sprachphilosophisch legitimiert zu haben.<sup>80</sup> Beide Aspekte hängen eng zusammen und ermöglichen eine sprachwissenschaftliche Forschung in bisher unbekannter Tiefe und Breite. Ein konsequent historisches Verständnis von Sprache legt den Blick frei auf bislang nicht beachtete Zusam-

---

<sup>80</sup> Ebenso bedeutsam, doch im Rahmen dieser Arbeit nicht von zentraler Relevanz, ist die erste Reflexion zu den romanischen Sprachen und damit die Grundsteinlegung für eine Romanistik in Dantes Schrift (z. B. Bossong 1990, 43 ff.).



menhänge zwischen verschiedenen Sprachen und Sprachstufen, mithin auf ihre Verwandtschaften und Ursprünge.<sup>81</sup> Die genaue Differenzierung zwischen Grammatik und Volkssprache ist gleichermaßen klassifikatorische Trennung wie historische Versöhnung der beiden Konzepte, die sich am Beispiel der romanischen Sprachen und dem Latein (beziehungsweise dessen *Grammatik* im danteschen Sinne) ausgezeichnet nachvollziehen lassen. Die Lateingrammatik referiert auf die Sprache der klassischen Autoren, ist aber zugleich eine Abstraktion der zeitgenössischen lateinischen Volkssprache, die sich, durch ‚natürlichen‘ Sprachwandel, zu den romanischen Sprachen weiterentwickelt hat. Die philosophische Emanzipation der Volkssprachen gegenüber den klassischen Sprachen und ihren Grammatiken ebnet hingegen den Weg zur Erforschung einer nie gekannten Breite sprachlicher Variation. Dementsprechend lässt sich Dantes Wirkung in zwei Richtungen verfolgen, die gleichzeitig einen Großteil der sprachreflexiven Aktivitäten im 15. und 16. Jahrhundert ausmachen: das enzyklopädische Sammeln der bekannten Sprachen sowie die Eruierung ihrer Abstammungsverhältnisse einerseits, und die Anfertigung deskriptiver Grammatiken der Volkssprachen andererseits.

Eine Reflexion über die Sprachenverwandtschaft muss vollständigerweise zwei Fragebereiche abdecken: das *Wie* der Verwandtschaft selbst, aber auch das *Warum* der Diversifizierung. Bis ins 17. Jahrhundert hinein bewegen sich diese Fragebereiche um einen Fixpunkt, nämlich die erste oder *Ursprache*, als die üblicherweise das Hebräische gilt (vgl. Haßler und Neis 2009a, 485 ff.).<sup>82</sup> Auch für Dante war das Hebräische die Sprache Adams (*Vulg.* vi, 7)<sup>83</sup> und steht folglich analog zur „Wurzel des Menschenstammes“ am Anfang der Verzweigungen der menschlichen Sprachen. Guillaume Postel (*Linguarum duodecim caracteribus differentium alphabetum*, 1538, zweites Deckblatt) stellt dieses Bild auf den Kopf und macht eine Aufstellung der Sprachabstammung mit dem Hebräischen

---

<sup>81</sup> Sofern sie nicht in einen spezifischeren theoretischen Rahmen eingebettet sind, verwende ich diese Begriffe in einem sehr allgemeinen Sinn: *Verwandt* bedeutet dann etwa ‚zu einer gemeinsamen Gattung oder Ordnung gehörig‘; *Ursprung* bezeichnet eine gemeinsame Abstammung als Grund für diese Zugehörigkeit.

<sup>82</sup> Zum Hebräischen hat Johannes Reuchlin 1506 ein erstes umfangreiches Lehrwerk verfasst.

<sup>83</sup> Bekannt ist allerdings auch, dass Adam selbst dieser Auffassung in der *Divina comedia* widerspricht, wenn er eine göttliche Schöpfung der Ursprache postuliert, aus der sich folglich auch das Hebräische erst entwickelt haben muss: „Die Sprache, die ich brauchte, war schon ganz / und lang erloschen, ehe Nimrods Volk / zum Bau, der nie vollendet wird, sich schickte“ (*Gött. Kom.*, Par. 26, Übersetzung K. Vossler 1925). Vgl. Arens (1955, 42 f.); Coseriu und Meisterfeld (2003, 125 ff.).

an der Spitze, die über das Arabische, Indische und Griechische hinab zum Lateinischen führt.<sup>84</sup>

Der Nachweis solcher Verwandtschaft wird weiterhin vor allem etymologisch geführt, durch Wortableitungen, die sich in Methode und Ergebnisqualität kaum von den bisherigen Versuchen unterscheiden. Vordergründig geht es wohl immer noch um den Nachweis unumstößlicher Glaubenswahrheiten, nicht aber deren Überprüfung; in anderen Worten: um ein scholastisches Verfahren (Arens 1955, 55).

Auch in Theodor Biblianders Schrift *De ratione communi omnium linguarum et literarum commentarius* (1548) steht das Hebräische als erste und älteste den bekannten Sprachen der Welt vor.<sup>85</sup> Bibliander will zeigen, wie alle Sprachen über den Nexus des Hebräischen miteinander zusammenhängen, eben darin liegt die im Titel genannte *ratione communi*. Das Konzept ist vielschichtig und beinhaltet durchaus auch eine genetische Lesart, die sich zum Beispiel im verwendeten Vokabular manifestiert (vgl. Metcalf 2013, 63). So wird das Hebräische als „omnium [linguorum] princeps et parens“, als „primigenia [lingua], reliquae ex ea propagatae et genitae sunt“ (1548, 36, 142) beschrieben.<sup>86</sup> Wenn wir Michel Foucaults „Archäologie der Humanwissenschaften“ (*Les mots et les choses* 1966, Dt. 1971) berücksichtigen, könnte aber eine andere Lesart im Vordergrund stehen. In dieser Lesart bezöge sich die *ratione communi* höchstens als Effekt auf eine Ähnlichkeit der menschlichen Sprachen durch eine der biologischen analoge Verwandtschaft, ihr Fokus läge aber auf einer Ähnlichkeit der Sprachzeichen mit den bezeichneten Dingen. Foucault (1971, 60) zeigt, wie in der *episteme* des 16. Jahrhunderts Hermeneutik und Semiologie über die *Ähnlichkeit* miteinander verbunden sind. Auf die Sprachzeichen bezogen bedeutet das: Sie waren ursprünglich, in der Sprache, die Gott den Menschen gegeben hat, sichere und wahre Zeichen der Dinge, weil sie diesen ähnelten (1971, 67). Erst in Babel wurde diese Verbindung zwischen den Zeichen und den Dingen gekappt, deshalb gibt es verschiedene Sprachen (vgl. dazu insb. Harris und Taylor 1997, Kap. 3). Nur eine Sprache – das Hebräische – ist davon verschont geblieben, „weil sie direkt vom ersten, jetzt vergessenen Wortschatz sich ableitet“ (1971, 68): Gott musste diese Sprache verschonen, damit die Menschen nicht um ihre Bestrafung vergessen würden, damit die Verbindung mit dem

---

<sup>84</sup> Arens (1955, 55) spricht diesbezüglich sogar schon von einem „Sprachstammbaum oder eine[r] Pyramide“.

<sup>85</sup> Die verschiedenen Vorstellungen zum Sprachursprung im 16. und 17. Jahrhundert, und z. T. auch darüber hinaus, resümieren Dutz und Kaczmarek (2000).

<sup>86</sup> Ähnliche Bilder bemüht Bibliander (*Institutionum grammaticarum de lingua Hebraea liber unus*, 1535) auch für die Derivation aus Grundformen (Metcalf 2013, 63).

ausgewählten Volk nicht abreißen würde und damit er sich an diejenigen wenden konnte, die seinem Willen gehorcht haben. Das Hebräische bewahrt also die Matrizen der göttlichen Sprache und die ihr inhärente Verbindung zwischen den Zeichen und den Dingen, von denen die anderen Sprachen höchstens noch Spuren aufweisen. Es sind diese Spuren, die Bibliander gewissermaßen archäologisch zutage fördert, um den *gemeinsamen Grund* (*ratione communi*) aller Sprachen, aber keinen Stammbaum im modernen linguistischen Sinn zu rekonstruieren (vgl. Metcalf 2013, 64).

Einen deutlichen Vorstoß in diese Richtung und gleichzeitig eine Abkehr vom Hebräischen als gemeinsamem Grund aller Sprachen macht Joseph Justus Scaliger in seiner stärker deskriptiv und theoretisch ausgerichteten *Diatriba de europaeorum linguis* (entstanden 1599). Er unterscheidet für die europäische Sprachlandschaft insgesamt elf Sprachgruppen, an deren Spitze jeweils eine gemeinsame Grundsprache steht.<sup>87</sup> Er nennt diese Grundsprachen *linguas matricies*, ‚Muttersprachen‘, weil sie Ableger oder Nachkommen (*propagines*) hervorgebracht haben, mit denen sie also verwandt sind, während die Muttersprachen selbst untereinander nicht verwandt sind. J.J. Scaliger macht damit einen zentralen Aspekt des Lebendigen für die Sprachen geltend: die Fortpflanzung.

Linguae Matricies vocare possumus, ex quibus multae dialecti, tanquam propagines deductae sunt. Propagines quidem unius matricis linguae commercio inter se aliquo coniunctae sunt: Matricum vero inter se nulla cognatio est, neque in verbis, neque in analogia. [...] eadem verba faciunt unam linguam videri: sed eorundem verborum traiectione, immutatio, inflexio, aliam, atque aliam propaginem facit. Nam Italicam, Hispanicam, & Gallicam, Latinam vocamus propter unum verbum Latinum, quanquam varie immutatum in illis tribus: exempli gratia. GENER Latinum, Italis est GENERO, Hispanis YERNO, Galli GENDRE. Latina sunt, si originem spectes, sin distinctionem una quaeque natio harum trium illud vindicat sibi.

Wir können diejenigen Muttersprachen nennen, aus denen viele Dialekte wie Nachkommen hervorgegangen sind. Die Nachkommen einer einzelnen Muttersprache sind durch einen Umgang miteinander verbunden: Es besteht aber keine Verwandtschaft zwischen den Muttersprachen untereinander, weder in den Wörtern, noch in der Analogie. [...] gleiche Wörter lassen sie als einer Sprache zugehörig erscheinen, aber erst die andere Stellung, Modifizierung und Beugung derselben Wörter bringt eine andere (Sprache), oder vielmehr einen anderen Ableger hervor. Denn wir nennen die italische, spanische und gallische Sprache Latein wegen eines ihnen gemeinsamen lateinischen Wor-

---

<sup>87</sup> Das sind vier große: Latein, Griechisch, Germanisch (*Teutonicae*), Slawisch; und sieben kleine: Albanisch, Tatarisch, Ungarisch, Finnisch, Irisch, Altbritisch/Bretonisch und Baskisch.

### 3 Vor der Paradigmenbildung

tes, obwohl es in diesen dreien unterschiedlich abgeändert wird: zum Beispiel. Lateinisch GENER ist im Italienischen GENERO, im Spanischen YERNO, die Gallier sagen GENDRE. Lateinisch ist es, wenn man die Herkunft betrachtet, wenn man aber auf den Unterschied schaut, dann beansprucht jede einzelne Nation von diesen drei jenes für sich. (Scaliger 1610, 119, meine Übersetzung)

Verwandtschaft und Speziation werden hier erstmals auch strukturell-theoretisch erfasst: Die Muttersprachen sind weder in Wortinventar noch Analogie (das heißt hier: Grammatik) einander ähnlich; bei identischem Wortinventar liegen identische Sprachen vor; ein Wandel dieses Inventars schafft einen neuen Abkömmling. Als anschauliches Beispiel dienen wieder die romanischen Sprachen und ihre lateinische „Muttersprache“. Eine gemeinsame Ursprache, wie Bibliander sie im Hebräischen gesehen hat, scheint damit ausgeschlossen:

Hae sunt xi Matrices, nullo inter se cognationis vinculo coniunctae [...].

Dies sind die 11 Muttersprachen, die durch keine Verwandtschaft miteinander verbunden sind [...]. (Scaliger 1610, 122, meine Übersetzung)

Von einigem Interesse für das Studium der Sprachenverwandtschaft ist auch das frühe Erkennen von Gemeinsamkeiten zwischen der indischen Schriftsprache Sanskrit und den europäischen Sprachen, in diesem Fall dem Toskanisch-Italienischen, die in einem Brief des Indienreisenden Filippo Sassetti Ende des 16. Jahrhunderts zum ersten Mal Erwähnung findet und im späten 18. Jahrhundert einen wichtigen Anstoß für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft liefern wird (vgl. Rocher 2001). Hier ist der entscheidende Passus Sassettis in meiner Übersetzung:

Alle ihre [= der Inder] Wissenschaften sind niedergeschrieben in einer Sprache, welche sie *Sanscruta* nennen, was ‚gut artikuliert‘ bedeutet, von der es keine Erinnerung als gesprochene Sprache gibt [...] Und die heutige Sprache hat vieles gemeinsam mit dieser, darunter sind viele unserer [toskanisch-italienischen, SP] Wörter, besonders bei den Zahlwörtern die 6, 7, 8 und 9, ‚Gott‘, ‚Schlange‘ und viele andere.<sup>88</sup>

Auch auf die Frage nach dem *Warum* der sprachlichen Differenzierung gibt es im 15. und 16. Jahrhundert bereits vielschichtige Antworten. Bemerkens-

---

<sup>88</sup> „Sono scritte le loro scienze tutte in una lingua, che dimandano *Sanscruta*, che vuol dire bene articolata, della quale non si ha memoria quando fusse parlata [...] et ha la lingua d’oggi molte cose comuni con quella, nella quale sono molti de’ nostri nomi, e particolarmente de’ numeri el 6, 7, 8 e 9, Dio, serpe, et altri assai“ (Sassetti in *Gubernatis* 1875, 221, Hervorh. i. Orig.).

wert ist in dieser Hinsicht zum Beispiel die sogenannte ‚Florentiner Debatte‘ zum Wesen des in der Antike gesprochenen Lateins, und hier insbesondere die Position Flavio Biondos, dargelegt in seinem Brief *De verbis Romanae locutionis Blondi ad Leonardum Aretinum* (1435) (Tavoni 1986; Coseriu und Meisterfeld 2003, 149 ff.). Zwar wendet sich Biondo hier gegen die Auffassung Leonardo Brunis, der für die römische Antike zwei verschiedene Sprachen, eine gelehrte und eine Volkssprache, angenommen hatte, doch wollen wir Biondo hier nicht Bruni, sondern Dante gegenüberstellen, mit dem wir gewissermaßen den Beginn der humanistischen Sprachreflexion angesetzt haben.<sup>89</sup> Dante hatte Volkssprache und Grammatik als grundsätzlich verschiedene Sprachformen interpretiert und folglich auch im Schriftlatein und der antiken römischen Volkssprache verschiedene Idiome gesehen. Diese römische Volkssprache, aus der sich die romanischen *vulgare* gebildet haben, wird dementsprechend auch an keiner Stelle mit dem Begriff *Latein* in Verbindung gebracht. Biondo hingegen postuliert bei allen (auch von ihm unbestrittenen) Unterschieden einen prinzipiellen Zusammenhang zwischen der lateinischen Schrift- und der römischen Umgangssprache, genauer gesagt: Es handelt sich für ihn um ein und dasselbe Idiom *Latein*, in verschiedenen, vor allem auf rhetorisch-stilistischer Ebene fassbaren Varianten. Biondo sondiert damit erstmals auch eine diaphasische Variationsebene im Latein – ein Schritt mit entscheidenden Konsequenzen: Denn während Dante im italienischen (und den anderen romanischen) *vulgare* die auf natürlichem Weg entstandene Fortsetzung eines früheren *vulgare* sah, wobei die genaue Form (und sogar der Name) des Letzteren ganz undeutlich bleibt, weil er eben keine Übereinstimmungen mit der bis in seine eigene Epoche überlieferten lateinischen *grammatica* unterstellte, muss Biondo erklären, wie aus einer mit dem Schriftlatein zwar nicht identischen, aber doch wesentlich übereinstimmenden Varietät die von jenen so verschiedene zeitgenössische italienische Volkssprache hervorgehen konnte. Biondos Lösung finden wir in der sogenannten ‚Barbaren-‘ oder ‚Germanenthese‘: Mit dem Einfall der Goten und Vandalen (in einer späteren Schrift sind es die Langobarden) habe sich das gesprochene Latein unter dem Einfluss der fremden Sprachen so stark verfälscht, dass eine neue, gemischte Sprechweise – das italienische *vulgare* (ich bleibe hier bei der lateinischen Schreibweise) – daraus hervorgegangen ist:

---

<sup>89</sup> Dieser Vergleich macht aus heutiger Perspektive Sinn, jedoch nicht aus zeitgenössischer: Dantes *De vulgari eloquentia* war zu Biondos Zeiten verschollen und damit den Protagonisten der Florentiner Debatte wahrscheinlich unbekannt. Es wird nur einmal in L. Brunis *Vita di Dante* ohne weitere Kommentierung erwähnt und erst 1529 von Gian Giorgio Trissino wiederentdeckt und ins Italienische übersetzt.

### 3 Vor der Paradigmenbildung

postea vero quam urbs a Gothis et Vandalis capta inhabitarique coepta est, non unus iam aut duo infuscati, sed omnes sermone barbaro inquinati ac penitus sordidati fuerunt; sensimque factum est, ut pro romana latinitate adulterinam hanc barbarica mixtam loquelam habeamus vulgarem.<sup>90</sup> (Biondo 2004, Kap. XXV)

Biondo liefert damit als Erster eine *historische* Erklärung für die Herkunft der romanischen Sprachen aus dem Latein (Coseriu und Meisterfeld 2003, 158). Diese Erklärung fußt auf dem Konzept des Sprachkontaktes beziehungsweise der Sprachmischung, doch wird der entsprechende Wandelprozess unmissverständlich als Niedergang interpretiert. Die italienische Volkssprache erscheint unter diesen Vorzeichen nicht mehr wie bei Dante als natürliche Fortsetzung, als legitimer Sprössling der römischen Umgangssprache, sondern als ihr Bastard, der nicht nur metaphorisch, sondern buchstäblich aus einem Bruch der lateinischen Erblinie hervorgegangen ist, welcher von den Invasoren und ihren Sprachen verursacht wurde (Fubini 2003, 32).

Biondos ‚Germanenthese‘ wird zur Blaupause für alle Korruptionstheorien in der Sprachwissenschaft bis ins 20. Jahrhundert hinein, wo sie uns zum Beispiel in Walther von Wartburgs Superstrattheorie (vgl. Coseriu und Meisterfeld 2003, 159; Michel 2016, 5) oder in bestimmten Kreolisierungstheorien wiederbegegnen. Zwar hatte bereits Isidor von Sevilla die diachronische Entwicklung des Lateins mit der Expansion des Reiches und damit mit Sprachkontakt in Verbindung gebracht – Biondo geht jedoch darüber hinaus, indem er Kontakt beziehungsweise Mischung als einen Prozess begreift, durch den auch (in modernen Termini: genetisch) neue Sprachen entstehen können. Durch seine Sicht auf die verschiedenen Formen des Lateins als Variation *innerhalb* ein und derselben Sprache öffnet Biondo zudem die Möglichkeit, für die Volkssprachen ebenfalls eine Regelmäßigkeit anzunehmen, die sich, wie im Fall des Lateins, im Rahmen einer Grammatik schriftlich fixieren lassen sollte. Dieses Unterfangen sollte in den nächsten Dekaden in Florenz von Leon Battista Alberti (der ebenfalls an der Florentiner Debatte teilnimmt und eine Position vertritt, die der Biondos sehr nahe steht, vgl. Tavoni 1986; Coseriu und Meisterfeld 2003, 160f.) und in Kastilien von Antonio de Nebrija in Angriff genommen werden. Bevor wir dazu kommen, müssen wir aber noch auf weitere Gründe für Sprachwandel und Variation eingehen, wie sie das 16. Jahrhundert benennt.

---

90 „After Rome was taken and began to be inhabited by Goths and Vandals not only one or two men were stained, but everyone was polluted and completely corrupted, and little by little it happened that instead of Roman latinity we have this vulgar speech adulterated and mixed with barbaric speech“ (Übers. aus Fubini 2003, 31f.).

Beeindruckend ausführlich und prägnant ist in dieser Hinsicht Biblianders *De ratione communi omnium linguarum et literarum commentarius* (1548), wo den *causae mutationis linguarum* sogar ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Zu den dort (S. 51–61) aufgeführten Gründen gehören der Wechsel von Herrschaftsverhältnissen, die Nachahmung des Sprachgebrauchs bestimmter Autoritäten, die spezifischen Anforderungen von Berufs- oder Bevölkerungsgruppen an die Sprache und die geistigen und sittlichen Anlagen des Menschen (*mores & ingenia*), welche die Sprache durch Trägheit, Nachlässigkeit (*ignavia & neglegentia*), Leichtsinn (*levitas*), Affektiertheit (*affectatio*) und Übertreibung (*insolentia*) verändern. Das sind kommunikationspragmatische und soziohistorische Aspekte des Sprachwandels, die auch in heutigen Modellen eine wichtige Rolle spielen, jedoch keine logisch-systemischen. Den genannten vorangestellt wird aber der gleiche Grund, den auch Biondo für die Entstehung des italienischen *vulgare* aus dem Latein angeführt hat: die Vermischung (*permixtio*) der Völker und Sprachen.

Sunt & aliae causae plures, ob quas linguae a prima discretae in Babylone, longius etiam degenerare solent a sua origine. Inter quas prima est hominum & linguarum diversarum permixtio. Quemadmodum variatio Ebraicae linguae, & Graecae, & Latine, & aliis plerisque accidit.

Es gibt auch mehrere andere Ursachen, durch die sich die Sprachen, die sich von der ersten Sprache in Babylon abgetrennt haben, noch weiter von ihrem Ursprung zu entfernen pflegen. Die erste unter ihnen ist die Vermischung der verschiedenen Menschen und Sprachen. Genau so widerfuhr der hebräischen, der griechischen, der lateinischen und vielen anderen Sprachen eine Veränderung. (Bibliander 1548, 58, meine Übersetzung)

Bereits 1504 hat Pietro Crinito in seinen *Commentarii de honesta disciplina* vier diachronische Varietäten des Lateins unterschieden und dabei bis in den Wortlaut hinein Isidor von Sevillas Gliederung (die diesem nach eigenen Angaben allerdings auch nur vermittelt wurde) wiedergegeben. Crinitos *quatuor linguarum* sind also wie schon bei Isidor das alte (*prisca*), das latinische (*latina*), das römische (*romana*) und das durch Expansion und Integration gemischte Latein (*mixta*). Der Florentiner macht allerdings einen wichtigen Zusatz: Auch das Latinische (*latinam*) war bereits aus Elementen anderer Sprachen (Oskisch, Sabinisch, Punisch) zusammengesetzt und mithin eine gemischte Sprache.<sup>91</sup> Sprachliche Reinheit scheint damit ausschließlich in der ältesten Sprache, im

---

91 „Mixta vero: quae aucto Imperio & libertate amissa varios populos ac nationes in iura civitates admisit. Quo factum est ut Romana virtus, ac loquendi iuxta integritas passim cum moribus degeneraret: ex veteri sententia. [...] Neque autem me latet: latinam

### 3 Vor der Paradigmenbildung

Hebräischen, vorzuliegen – so auch Bibliander und wenige Jahre später der Schweizer Conrad Gessner.

Gessner befasst sich in seinem *Mithridates* (1555) wie Bibliander mit allen ihm bekannten Sprachen, jedoch ist seine Perspektive eine etwas andere: Gessners Ziel ist es nicht, einen gemeinsamen (genetischen und/oder typologischen) Ur-Nenner herauszufiltern, sondern die menschliche Rede in ihren Erscheinungs- und Wandlungsformen zu strukturieren und zu organisieren. Der volle Titel der Schrift lautet deshalb *Mithridates: De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt*; alte und neue Sprachen sowie ihre Beziehungen untereinander werden also besprochen, es ist mithin auch eine historische Studie. Wie bei Bibliander sticht bei Gessner eine Konstante, eine Universalie des Sprachwandels besonders hervor: die Sprachmischung, von der nämlich mit Ausnahme des Hebräischen alle Sprachen betroffen sind. Sichtbar wird diese Konstante interessanterweise dort zuerst, wo das Hebräische selbst seine (dort freilich korrumpierenden) Spuren hinterlassen hat, und erst in zweiter Instanz in der Vermischung der anderen Sprachen untereinander:

Ex linguis Hebraica, ut prima & antiquissima omnium est, ita sola videtur pura et syncera: reliquae mixtae sunt pleraeque omnes. nulla enim est quae non ab Hebraica derivata quaedam & corrupta vocabula habeat. Et insuper ipsae inter se sunt mixtae [...]

Das Hebräische scheint als erste und älteste von allen Sprachen auch allein rein und unverfälscht zu sein, die übrigen sind fast sämtlich gemischt. Es gibt nämlich keine, die nicht vom Hebräischen abgeleitete, verderbte Wörter hat. Außerdem haben sich die andern Sprachen auch untereinander wieder vermischt [...]. (Gessner 1555, 2v, Übers. Arens 1955, 57)

Mit dem reinen und unverfälschten Hebräischen, das durch diese Eigenschaften aus der Landschaft der bekannten Sprachen hervorragt, meint Gessner jedoch ausschließlich die Sprache des Alten Testaments (1555, 3v), denn das jüngere, gesprochene Hebräisch gilt ihm ebenfalls als „obskur“ und mit fremdem Material

---

quidem doctrinam ex multiplici varioque Idiome constare siquidem & Osca, & Sabina a multis olem recepta sunt: ut punica nunc omittamus“ (Crinito 1504, Lib. III, Cap. III). – Eine Übersetzung ins Französische finden wir in einer kommentierten Neuausgabe von C. Gessners *Mithridates* (2009, 236): „Le dialecte mixte est celui qui, avec le renforcement du pouvoir et le perte de la liberté, admit dans le droit de cité divers peuples et nations. Par cela, il se fit que la vertu romaine et, immédiatement après, l'intégrité de la langue dégénérent ça et là avec les mœurs. [...] Et il ne m'échappe pas que la langue latine est constituée d'idiomes multiples et divers. Des mots osques et sabsins ont été adoptés jadis par un grand nombre de gens, comme des mots puniques [...]“



vermischt: „Recentiorum quidem Iudaeorum sermo, qui Thalmud interpretati sunt, ideo obscurus est, quod omnium fere gentium vocabula intermiscuerit“ (Gessner 1555, 47v; vgl. Metcalf 2013, 68). Gessners Standpunkt lässt sich also auf eine einfache Formel bringen: *Es gibt unter den gesprochenen Sprachen keine ungemischte*. – In dieser Klarheit sollte das erst wieder im späten 19. Jahrhundert formuliert werden, dann bereits unter unmissverständlich kontaktlinguistischen Prämissen.

Gessner deutet die Sprachmischung noch konsequent als Verfall: Nur das alte Hebräisch ist deshalb aufgrund seines ungemischten Charakters auch eine unverdorbenere Sprache. Die beiden anderen ‚heiligen‘ Sprachen Griechisch und Latein hingegen (diese Differenzierung findet sich bereits in Isidors *Etymologiae*, IX, 3) sind schon in ihrer klassischen Form korrumpiert und umso mehr noch in ihren gesprochenen Varietäten. Begründet ist die praktisch universale Sprachmischung für Gessner, ähnlich wie für Bibliander, in den alltäglichen kommunikationspragmatischen und soziohistorischen Konditionen der Sprecher. Anders als Dante sieht Gessner in diesem Sprachwandel keinen Wert an und für sich, vielleicht aber auch nicht zwingend ein Übel: Der Mensch kann schlicht nicht anders als durch seine Handlungen die göttliche Sprache zu verderben. Die Sprachmischung wird herbeigeführt, gewissermaßen im Sinne von Dantes *humanis beneplacitis*,

vel necessario, ut cum rebus peregrinis & inusitatis nomina quoque peregrina sunt relictis, quemadmodum aromatum & aliarum rerum quae aliunde apportantur, in plerisque linguis. Vel sponte, ut ratione studiorum in diversis artibus & scientiis. Sic Latini innumera non solum artium vocabula a Graecis, sed etiam rerum mutuati sunt, quae in libri ipsorum reperant. Vel propter imperia. fere enim victi paulatim victorum moribus & linguis se accommodant. Sic a Gothis Latina lingua in Italia, Gallia & Hispania corrupta est. Vel ex eo quod gentes diversae in unam regionem miraverunt. Anglica omnium maxima mixta hodie corruptaque videtur. Primum enim vetus Britannica lingua imperio Saxonum partim abolita, partim corrupta est: deinde Gallica etiam vocabula plurima assumpsit, sive propter multitudinem marcatorum ex Gallia vicina, vel aliorum hominum ex eadem profectorum ut inhabitarent.

entweder zwangsläufig, etwa wenn man mit den ungewohnten Dingen aus dem Ausland auch deren Bezeichnungen übernahm, so z.B. in vielen Sprachen bei den Gewürzen oder andern Waren, die aus dem Ausland eingeführt werden; oder aber freiwillig, etwa auf Grund des Studiums der Künste und Wissenschaften. So haben die Römer unzählige Wörter nicht nur auf dem Gebiet der Künste, sondern auch der Sachen von den Griechen entlehnt, in deren Büchern sie sich fanden. Oder auch durch Reichsbildungen kam es dazu: in der Regel passen sich nämlich die Besiegten allmählich den Sitten und der Sprache der Sieger an. So haben die Goten in Italien, Gallien und

### 3 Vor der Paradigmenbildung

Spanien die lateinische Sprache verderbt.<sup>92</sup> Schließlich kommen die Sprachmischungen auch daher, daß verschiedene Völker in ein Gebiet einwanderten. Die englische Sprache erscheint heute als die am stärksten gemischte und verderbte von allen. Zuerst nämlich ist die alte Sprache der Briten durch die sächsische Oberherrschaft teils beseitigt, teils entstellt worden, sodann übernahm sie auch eine große Anzahl französischer Wörter, entweder wegen der Menge der Kaufleute aus dem benachbarten Frankreich oder wegen der großen Anzahl anderer Leute, die von dort herüberkamen, um sich anzusiedeln. (Gessner 1555, 2v–3r, Übers. Arens 1955, 57)

Dabei variiert der Grad der Mischung, und damit der ‚Verderbtheit‘, zwischen den Sprachen, was Gessner ein Instrument zur Klassifikation an die Hand gibt. Das kontemporäre Englisch scheint bereits ihm, wie später den Kolporteurs der Mischsprachenthese im 19. Jahrhundert, in dieser Hinsicht besonders hervorstehend (*maxime mixta hodie corruptaque*); aber auch die modernen Nachkommen des Lateins lassen sich hinsichtlich ihres Abstandes von der Ursprungssprache klassifizieren:

Latinae linguae propagines, sed tempore et vulgi imperitia valde corrupte, sunt tres hodie vulgares linguae, Italica, Hispanica & Gallica: prima minus, secunda magis tertia maxime corrupta, hoc est terminationibus & literis syllabique mutata & distorta: & insuper vocabulis mixta alienis [...].

Als Abkömmlinge der lateinischen Sprache, aber durch Zeit und die Unwissenheit des Volkes stark entstellt, gibt es heute drei Volkssprachen, die italienische, die spanische und gallische: die erste ist weniger, die zweite mehr, die dritte am meisten verdorben, das heißt sie ist bezüglich der Endungen und Buchstaben und Silben verändert und verfälscht und außerdem hat sie sich mit fremden Vokabeln vermischt [...]. (1555, 25v, meine Übersetzung)

Die drei genannten romanischen Volkssprachen werden explizit als ‚Zweige‘ oder ‚Triebe‘ (*propagines*) des Lateins gedeutet. Damit wird also eine unzweideutig genealogische Beziehung angesetzt. Dazu kommt das Rumänische („Walachische“, 69v–70r), welches aber an anderer Stelle beschrieben wird.<sup>93</sup> Das für den Schweizer Gessner naheliegende Rätoromanische wird als der „am

---

<sup>92</sup> Kurios ist, dass hier der gotisch-germanische Einfluss auf die westromanischen Sprachen als Beispiel für die Anpassung der unterworfenen (romanischen) Völker an die Sprache der Sieger gedeutet wird. In der modernen romanistischen Sprachkontaktforschung gilt etwa das germanische Element im Kastilisch-Spanischen als prototypischer Fall eines Superstrateinflusses, d.h. gerade umgekehrt als Zeugnis sprachlicher Assimilation der Sieger an die Sprache der Besiegten.

<sup>93</sup> Die explizite Formulierung einer Sonderstellung des Rumänischen mag, wie Hoinckes (2003, 129) schreibt, ein frühes Ergebnis der Versuche Ende des 18. Jahrhunderts

meisten verdorbene italienische Dialekt“ (*sermone Italico omnium corruptissimo*) geführt, was zeigt, und ohne dass wir das an dieser Stelle weiter ausführen können, dass Gessner bereits, wenn auch unsystematisch, zwischen *lingua* und *dialectus* differenziert und eine dialektale Gliederung der von ihm beschriebenen Sprachen anstrebt (vgl. dazu Metcalf 2013, 70 ff.). Unser Augenmerk soll hier aber in erster Linie dem genealogischen Ordnungsprinzip gelten, das Gessner nämlich programmatisch auf alle Sprachen, selbst die noch unbekannt, überträgt:

Et sane videntur revera dialecti (linguae potius) communes duae et septuaginta ut in nostrorum etiam monumentis proditum reperitur. Reliquae vero multae sub unum genus commune, quod duas aut tres pluresve dialectos contineat, referende sunt.

Und natürlich scheint es tatsächlich zweiundsiebzig verbreitete Dialekte (vielmehr Sprachen) zu geben, wie es auch in unseren Aufzeichnungen als Überliefertes zu finden ist. Die zahlreichen übrigen müssen unter einer gemeinsamen Kategorie geführt werden, die zwei oder drei oder mehr Dialekte enthält. (1555, 1v, meine Übersetzung)

J.J. Scaliger sollte 1599, wie wir oben gezeigt haben, den Begriff der *Muttersprache* als Bezeichnung für die Grundsprache der Gruppen prägen und zum Inventar einer sich langsam etablierenden historisch-genealogischen Sprachbetrachtung beisteuern. Gessners Konzept der Sprachmischung ist zudem nicht auf die Übernahme von Vokabular beschränkt, wie die zitierte Stelle zu den drei romanischen Sprachen oben deutlich macht, sondern bezieht auch phonologische und morphologische Aspekte ein (*terminationibus & literis syllabisque mutata & distorta*), was an anderer Stelle für das zeitgenössische Griechisch noch einmal wiederholt wird:

Lingua Graeca hodie vulgaris non minus fere multis in locis a vetere Graeca recessit tum vocabulis barbaris admixtis, tum Graecorum depravatione literis et terminationibus immutatis, quam Italica & Hispanica, a vetere Latina.

Die heute gesprochene griechische Sprache hat sich nicht weniger umfassend vom alten Griechisch entfernt als die italienische und spanische vom alten Latein, weil bald fremdes Vokabular hinzugefügt worden ist, und weil bald durch die Verzerrung des Griechischen Buchstaben und Endungen verändert wurden. (1555, 46v, meine Übersetzung)

---

sein, die romanischen Sprachen genealogisch zu klassifizieren; berücksichtigt wurde der besondere Charakter dieser Varietät aber, wie das Beispiel Gessner zeigt, auch schon Mitte des 16. Jahrhunderts.

Nach den eher andeutenden Hinweisen bei Platon, Varro, Isidor, Biondo und Bibliander ist Gessner damit der Erste in der Geschichte der europäischen Sprachreflexion, der Sprachkontakt beziehungsweise Sprachmischung als ubiquitäres Phänomen beschreibt, das alle oder wenigstens die meisten Ebenen der Sprachstruktur umfasst und sich in verschiedenen Sprachen in unterschiedlicher Intensität nachweisen lässt. Vermischung ist dabei ein Prozess des diachronischen Sprachwandels, der zum Verfall und zur Diversifizierung der Sprachen führt und dessen Ursachen in den soziohistorischen Bedingungen und kommunikationspragmatischen Bedürfnissen der Sprecher, also in den oft so genannten ‚sprachexternen‘ Faktoren liegen. Gessners Konzept der Sprachverwandtschaft meint damit in erster Linie ein Produkt willentlicher menschlicher Handlungen (zum Beispiel im Sinne von Dantes *beneplacita*) und ist deshalb stärker metaphorisch angelegt als jenes, das im 19. Jahrhundert im Mittelpunkt der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft stehen sollte. Dort ermöglichte postulierte sprachinterne Wandelprinzipien, eingebettet in eine entsprechende, an biologische Prozesse anknüpfende Sprachtheorie, ein engeres Verständnis von genealogischer Verwandtschaft zwischen den Sprachen.

Exemplarisch für die zweite Wirkungsrichtung von Dantes Schrift über die Beredsamkeit in der Volkssprache erscheinen ab dem 15. Jahrhundert, gleichsam als kontinuierliche Anhäufung von Material für eine zukünftige Sprachwissenschaft, Grammatiken und Wörterbücher von sowie Übersetzungen in Volkssprachen der Alten wie auch der Neuen Welt.<sup>94</sup> Dienten die Volkssprachengrammatiken anfangs noch (wie die älteren mittelalterlichen Grammatiken) vornehmlich didaktischen Zwecken, vor allem einer effektiveren Vermittlung des Lateins, war die Beschäftigung mit den Volkssprachen im Wissen um die Historizität von Sprache im Allgemeinen sowie im Rahmen politischer Entwicklungen wie der fortschreitenden Nationenbildung bald schon aus sich selbst heraus legitimiert. Die Beschäftigung mit den Volkssprachen wurde ein „regelrechtes Komplementärprojekt zur humanistischen Wiederentdeckung der klassischen Sprachen“ (Jungen und Lohnstein 2007, 120). Hervorgehoben sei an dieser Stelle neben Albertis *Grammatica della lingua toscana* (ca. 1437), dem ersten überlieferten Versuch der Grammatisierung eines *vulgare*, und Martin Luthers Bibelübersetzung ins Deutsche (1534), die in erster Linie theologisch motiviert war, aber auch im Sinne des *Ad-fontes*-Gebotes unter Rekurs auf hebräische, aramäische und griechische, nicht mittelalterlich-lateinische Texte

---

<sup>94</sup> Eine Übersicht bieten die Listen zu Volkssprachengrammatiken des 15. bis 17. Jahrhunderts im romanischen Sprachraum, in England, den Niederlanden und Deutschland in Jungen und Lohnstein (2007, 122, 124, 127) sowie die Darstellung in Arens (1955, 48f.).

angefertigt wurde,<sup>95</sup> die erste vollständige Grammatik einer romanischen Sprache – die *Gramática castellana* von Nebrija aus dem spanischen *annus mirabilis* 1492 (z. B. Braselmann 1991; Esparza Torres 2000).

Das Sprachbild, das Nebrija in seinem direkt an Königin Isabella I. von Kastilien gerichteten Prolog vertritt, darf als typisch humanistisches bezeichnet werden: Es beinhaltet eine Aufwertung der kastilischen Volkssprache gegenüber dem Latein, die, ganz im Sinne Dantes oder Biondos, begründet wird mit der Historizität von Sprache und der Möglichkeit – Nebrija inszeniert sie als Notwendigkeit –, sie auf ihrem Lebenshöhepunkt durch eine Grammatik zu fixieren, um ihrem notwendigen Verfall etwas entgegenzuhalten und Informationen für nachkommende Generationen festzuhalten. Nebrijas Sprachbild unterscheidet sich jedoch von dem Dantes und Biondos, denn er nimmt für die Sprachen, metaphorisch, einen Lebenszyklus an, in dem sie geboren werden, zu ihrem Höhepunkt gelangen und schließlich verfallen. Dies geschehe mit allen Sprachen – diejenigen aber, die auf ihrem Höhepunkt in einer Grammatik festgehalten wurden, überdauern und können, wie zum Beispiel das Latein und das Griechische, noch Jahrhunderte nach ihrem Untergang als gesprochene Sprachen Zeugnis ablegen von der einstigen Größe ihrer Imperien. Denn eines scheint Nebrija ganz sicher:

que siempre la lengua fue compañera del imperio: & de tal manera lo siguió: que junta mente començaron. crecieron. & florecieron. & despues junta fue la caida de entrambos. (*Gram. Prólogo*, 1r)

Der Lebenszyklus der Sprachen ist also unmittelbar mit dem der „Imperien“ (wir dürfen vielleicht schon zwei Begriffe vorausschicken, die später an diese Stelle rücken: der Völker, der Nationen),<sup>96</sup> in denen sie gesprochen werden, verwoben. Die Sprache wird deshalb allegorisch als „Begleiterin“ des Reiches dargestellt. Auch Nebrija benennt die Sprachmischung als eine mögliche Ursache des Sprachwandels, zum Beispiel wenn er vom Hebräischen sagt, dass es bereits in seiner „Kindheit“ in Ägypten etwas von sich verloren und (oder *indem es*) etwas von der ägyptischen Sprache eingemischt habe („e que alli perderían algo de aquella. e mezclarían algo de la egipcia“). Dennoch deutet er den Sprachwandel, anders als Biondo, nicht einseitig als Verfall, sondern auch als verheißungsvolle Transformation. Dass das Kastilische ein direkter Abkömmling des

---

<sup>95</sup> Luthers übersetzungstheoretischer Ansatz, der von seinen theologischen Prinzipien nicht zu trennen ist, wird in hervorragender Weise von Gardt (1999, 77–88) aufgearbeitet.

<sup>96</sup> Zur historischen Entwicklung des Verhältnisses von Sprache und Nation sei auf Gardt (2000a) verwiesen.

(gesprochenen) Lateins ist, steht für Nebrija unzweideutig fest; der entsprechende Sprachwandel bedeutet zwar aus der Perspektive des Lateins einen Verfall,<sup>97</sup> doch liegt in diesem gleichzeitig die Voraussetzung für eine neue Sprache mit einer eigenen Vorzüglichkeit, nämlich das Kastilische, deren eigenen Lebenszyklus Nebrija nun wiederum auf dem Höhepunkt sieht:

De alli [der Zeit des römischen Kaisers Antoninus Pius im 2. Jh., SP] començando a declinar el imperio delos romanos: junta mente començo a caducar la lengua latina: hasta que vino al estado en que la recebimos de nuestros padres: [...]. Lo que diximos dela lengua ebraica griega & latina: podemos mui mas clara mente mostrar en la castellana: que tuvo su niñez enel tiempo delos juezes & Reies de castilla & de leon: & començo a mostrar sus fuerças en tiempos del mui esclarecido & digno de toda la eternidad el Rei don Alonso el sabio. [...] I assi crecio hasta la monarchia & paz de que gozamos primera mente por la bondad & prouidencia diuina: despues por la industria trabajo & diligencia de vuestra real majestad. (*Gram. Prólogo*, 2r)

Wie Biondo für das italienische *vulgare* sieht Nebrija die kastilische Volkssprache mit dem Latein beziehungsweise der römischen Umgangssprache in einer direkten Abstammungslinie. Der Aufstieg des Ersten setzt den Niedergang des Zweiten notwendig voraus; in der Logik der sprachlichen Lebenszyklen ist das Kastilische damit nichts anderes als ein Zerfallsprodukt des Lateins, aber in Bezug auf seine Qualität auch eine Tabula rasa, die rhetorisch beschrieben werden kann. Auffällig ist ebenso, dass Nebrija den postulierten Verfall des Lateins nicht explizit – wie Biondo, oder wie noch in seiner Interpretation des Lebenszyklus des Hebräischen – mit fremdsprachlichen Einflüssen in Verbindung bringt. Dahinter könnte nun ein einfaches Kalkül stecken: Nebrijas (rhetorische) Hauptintention in der *Gramática* ist es, das Kastilische auf dem Höhepunkt seines Sprachlebens zu fixieren, ihm eine Kontur zu geben, mit der es seinen eigenen Verfall (und qua Analogie den Verfall des kastilischen Reiches) überdauern kann. Das Kastilische soll durch diese Fixierung in Struktur und in Schrift, und damit auch in seinem Wert, auf der gleichen Stufe stehen wie etwa das Griechische und das Latein. Von der Idee, dass das Kastilische überhaupt fähig ist, mit dem Griechischen und Lateinischen zu konkurrieren, muss Nebrija seine Adressaten – allen voran, und stellvertretend für alle, die Königin – aber erst einmal überzeugen. Sein vielleicht wichtigstes Argument ist die direkte Fortsetzung der Erblinie des Lateins durch das Kastilische. Die These, dass das Kastilische ein durch die Beimischung anderer (,barbarischer‘) Spra-

---

<sup>97</sup> Deshalb ist es nicht widersprüchlich, wenn Nebrija in seiner nach Auflagenzahl deutlich erfolgreicherer Lateingrammatik (*Introductiones Latinae*, 1481), ganz humanistisch, eine Rückkehr zum klassischen Latein einfordert.

chen korrumpiertes ‚Stiefkind‘ des Lateins sei, wie Biondo es für das italienische *vulgare* behauptet hat, würde die Qualität des Kastilischen von vornherein schmälern und wäre damit schon rhetorisch unglücklich.<sup>98</sup> Nebrija spricht nur unverfänglich von „muchas mudanças“, von vielen Bewegungen oder Veränderungen also, die das Kastilische innerhalb weniger Jahrhunderte erfahren hat, eben weil es noch nicht unter die Regeln der Grammatik gebracht worden ist („hasta nuestra edad anduvo suelta & fuera de regla: & a esta causa a recebido en pocos siglos muchas mudanças“, *Gram.* Prólogo, 2v). Diese kluge Vorsicht fehlt in der 1558 verfassten Grammatik von Cristóbal de Villalón, deren Prolog vieles von Nebrija übernimmt, manchmal bis in den Wortlaut hinein. Nebrijas „muchas mudanças“ und die Gründe dafür jedoch ersetzt Villalón durch klassisch-korruptionistische Motive:

Pero esta nuestra lēgua hasta agora ha andado suelta sin sujetarse a regla, ni ley, por la diuersidad de gentes estrangeras que en diuersos tiēpos han venido a nuestra Castilla q la han ensanchado: y avn en gran manera corrompido mezclando con ella vocablos ajenos y estraños hasta esta nuestra edad [...]. (Villalón 1558, A3)

Der humanistische Fokus auf Historizität und Variabilität von Sprache sowie die Ablehnung der mittelalterlichen Tradition werden zwangsläufig begleitet von Entwicklungen in der Grammatikschreibung beziehungsweise Grammatiktheorie. Im Mittelpunkt steht auch hier nicht mehr das Universale, das gemeinsame abstrakt-logische Fundament der Sprache wie es in den spekulativen Grammatiken gesucht wurde, sondern eine möglichst präzise Beschreibung des Spezifischen, des Einzelnen. Das über Jahrhunderte perfektionierte Schema der Lateingrammatiken kann deshalb nicht über Nacht ersetzt werden; seine Individualität muss erst erkannt, die postulierte Universalität unter dem Ansturm der zu beschreibenden Sprachen falsifiziert werden, um Alternativen zu schaffen. Insofern orientiert sich auch Nebrija in seiner deskriptiven Grammatik des Kastilischen am tradierten Rahmen, nimmt aber notwendige Anpassungen vor, um den Eigenheiten ‚seiner‘ Volkssprache gerecht zu werden: So beschreibt er für das Kastilische zehn Wortarten, nicht die für das Griechische und Lateinische traditionellen acht – unterscheidend sind hier die Redeteile Artikel, Gerundium und unbestimmtes Partizipnomen (*Gram.* lib. 3, cap. 1). Außerdem werden die

<sup>98</sup> Aus dem gleichen Grund unterschlägt Alberti in seiner *Grammatica della lingua toscana* die Herkunft der toskanischen Volkssprache gleich ganz: „Alberti had no interest in drawing attention to the process by which Latin had developed into Tuscan: this process was marked by contamination with barbarian languages, and would necessarily result in condemnation, not revaluation of the vernacular in humanistic eyes“ (Tavoni 1986, 29).

grammatischen Unterschiede insbesondere im Umfeld des Verbes (zum Beispiel analytisches Passiv, Perfekt und Futur) präzise analysiert und im Sinne der im Prolog dargelegten Sprachphilosophie als Ausdruck historischen Wandels gedeutet.

Als Symptom einer empirisch und historisch ausgerichteten Sprachforschung der Frühen Neuzeit darf ebenso gelten, dass nicht mehr die *ratio* und die von der Scholastik bevorzugten Grammatiker als primäre Referenzen für das ‚richtige‘ Sprechen herangezogen werden, sondern der *usus*. Für die klassischen Sprachen meint das, ganz im Geiste des *Ad-fontes*-Gebotes, den Sprachgebrauch der antiken Dichter und Autoren; für die Volkssprachen analog dazu nicht den allgemeinen Sprachgebrauch, sondern die bereits geschaffenen Denkmäler der Dichter. Nebrija verweist dazu in seinem Prolog auf die Zeit und Person Alfons X. von Kastilien, genannt *El Sabio* ‚der Weise‘ (1221–1284), den wenigstens nominellen Urheber eines außerordentlich frühen Kanons literarischer, juristischer, historischer und wissenschaftlicher Texte auf Kastilisch (und Galizisch). Auch für Dante ist auf seiner Jagd nach der besten italienischen Volkssprache ein Kriterium von zentraler Bedeutung: die Sprache der Dichter. Dass alle großen Dichter Italiens in ihrem Sprachgebrauch von den ihnen eigenen Volkssprachen in größerem oder kleinerem Maße abgewichen sind (*Vulg.* z.B. xii, 9 und xiii, 4), ist für Dante letztlich der Anlass, die italienische Volkssprache in keinem der regionalen *vulgare* zu verorten, sondern in ebenjener Dichtersprache selbst:

Und so wie diese [regionale Volkssprache, SP] cremonesisch und jene lombardisch und die dritte halb-italienisch genannt wird, so wird diese, diejenige, die ganz Italien eigen ist, italienische Volkssprache genannt. Dieser nämlich bedienen sich die erlauchten Gelehrten, die in Italien in der Volkssprache gedichtet haben, zum Beispiel Sizilianer, Apulier, Toskaner, Romagnolen, Lombarden und Männer der beiden Marken. (*Vulg.* xix, 1)

Aus dem gleichen Grund gesteht, im Wettstreit der romanischen Volkssprachen untereinander, der Spanier Juan de Valdés in seinem *Diálogo de la lengua* (1535) dem Toskanischen Überlegenheit gegenüber dem Kastilischen zu: Mit Giovanni Boccaccio und Francesco Petrarca habe dieses bereits eine literarische Größe erreicht, von der das Kastilische noch weit entfernt sei.<sup>99</sup>

---

<sup>99</sup> „MARCIO: [...] ¿No teneis por tan elegante i gentil, la lengua castellana, como la toscana?

VALDÉS: Sí que la tengo: pero también la tengo por más vulgar, porque veo que la toscana está ilustrada i enriquecida por un Bocacio, i un Petrarca, los cuales, siendo buenos letrados, no solamente se prezaron d’escibir buenas cosas, pero procuraron escribirlas con estilo mui propio i mui elegante; i, como sabeis, la lengua castellana nunca ha tenido



Parallel zur wachsenden Rolle des Nationenmodells erscheinen im 16. und 17. Jahrhundert überall in Europa Volkssprachengrammatiken, die nun auch dem Verlangen nach einem überregional bedeutsamen, kodifizierten Standard Rechnung tragen. Der romanische Sprachraum hat hier mit Dantes Sprachphilosophie, Albertis *Grammatica della lingua toscana* und Nebrijas *Gramática castellana* den Anfang gemacht. Wird in Italien die Frage nach der italienischen Sprache bis ins 16. Jahrhundert lebhaft diskutiert und erst mit der Gründung der *Accademia della Crusca* 1582 zugunsten eines historisierten Toskanischen (also der Sprache Dantes, Petrarcas und Boccaccios) entschieden, ist die Sprachenfrage in Spanien durch die hervorstechende Rolle des Kastilischen bei der Reconquista, den Sprachausbau unter Alfons X. sowie dessen Konzipierung eines *castellano drecho* im Grunde seit dem Hochmittelalter geklärt.<sup>100</sup> Auch in Frankreich stellt sich die Frage nach der Leitsprache eher auf eine andere Weise: Durch die frühe Zentralisierung und die Ausstrahlung des Hofes ist der Dialekt der Île-de-France, das Franzische, bereits zum Ende des Hundertjährigen Krieges (1453) nominell identisch mit der rapide ausgebauten überdachten Standardsprache (Koch und Oesterreicher 2011, 144). Man kann sich dort deshalb schon früh mit ästhetischen Details befassen – etwa Louis Meigret mit seinem Entwurf einer phonematischen Orthografie für das Französische (*Le treçté de la grammeze françoëze*, 1550) –, während anderswo noch die Frage nach der zu selektierenden Sprache unbeantwortet ist (Jungen und Lohnstein 2007, 123). Im deutschen Sprachraum verzögert die späte Ausbildung von Nationalstaaten vergleichbare Selektions- und Standardisierungsentwicklungen; sie sind eigentlich erst für das 18. und 19. Jahrhundert anzusetzen. Dennoch leisten Humanismus und Reformation der, oder besser *den* Volkssprachen auch hier Vorschub: Das humanistische Bildungsideal und die philosophische Aufwertung der Volkssprachen machen einen schichtenübergreifenden Schulunterricht (ja eine *Schulpflicht*) erforderlich, in dem das Deutsche eine wachsende Rolle spielt. Dies greift ineinander mit der Ideologie der Reformation, nach der die Gläubigen ohne die zwingende Vermittlung der Kirche mit Gott, beziehungsweise seinem Wort in der Heiligen Schrift, in Kontakt treten können und sollen.

---

quien escriba en ella con tanto cuidado i miramiento quanto sería menester para que hombre, queriendo ó dar cuenta de lo que escribe diferente de los otros, ó reformar los abusos que hai hoi en ella, se pudiese aprovechar de su autoridad“ (Valdés 1860, 8).

<sup>100</sup> „Gerade im Blick auf die Situation in Französischen und Italienischen ist besonders hervorzuheben, dass im Königreich Kastilien das Kastilische nicht nur als Basis einer Standardsprache *früh* endgültig *selegiert* und – durch die Reconquista – *maximal verbreitet* worden ist, sondern dass zu Beginn des 14. Jahrhunderts mit dem *castellano drecho* zugleich schon eine *leistungsfähige Distanzsprache* entstanden ist“ (Koch und Oesterreicher 2011, 226, Hervorh. i. Orig.).

Doch dafür muss der Mensch erst lesen können und die Bibel in der ihm jeweils eigenen Sprache vorliegen (Schröder 2000, 685f.). Auch die deutsche Sprache wird deshalb ab dem 16. Jahrhundert immer stärker sichtbar – nicht allein durch Luthers prominente Bibelübersetzung 1534, die allerdings für lange Zeit eine wegweisende Referenz bleiben sollte –, was grundlegende Standardisierungsüberlegungen auf den Plan ruft. Nach verschiedenen verstreuten Behandlungen orthografischer und grammatischer Aspekte erscheint um 1534 Valentin Ickelsamers erste systematische Grammatik des (Frühneuhoch-)Deutschen. Die ersten vollständigen deutschen Volkssprachengrammatiken liegen mit Laurentius Albertus 1573 und Albert Oelinger 1574 vor (dazu z. B. Gardt 1999a, 56–62; Rössing-Hager 2000; Jungen und Lohnstein 2007, 127–29).

Wir können festhalten, dass die Sprachreflexion im 15. und 16. Jahrhundert nach einer langen Epoche hauptsächlich systematisierender, logisch-philosophischer und didaktischer Tätigkeit wieder eine deutlich philologische Ausrichtung bekommen hat, „wie es sie vielleicht seit Aristarchos nicht mehr gegeben hatte“ (Arens 1955, 47). Eine Unterscheidung zwischen universalistischen und partikularistischen Perioden in der europäischen Sprachreflexion beziehungsweise Sprachtheorie, wie zum Beispiel Bossong (2001) sie vornimmt, ist hier nützlich und richtet den Blick auf makroskopische Entwicklungsströme: Von der griechischen Antike ausgehend, in der beide Ausrichtungen fundiert werden, erleben wir im Mittelalter mit Scholastik und Modismus eine stark universalistisch geprägte Periode und anschließend in Renaissance und Humanismus mit den Volkssprachengrammatiken und Sprachenzyklopädien eine ebenso stark partikularistische. Diese Einschläge in eine bestimmte Richtung sind freilich in den größeren Rahmen der europäischen Geistesgeschichte eingebettet, wo das mittelalterliche Denken und Schauen um das hinter der sichtbaren Realität vermutete Universale und Allgemeine kreiste, der Fokus der Renaissance hingegen auf das beobachtbare Einzelne und Besondere gerichtet war. Wir können sie auf ähnlichen Pfaden auch mit der Geschichte der europäischen Erkenntnistheorie in Verbindung bringen, in der zum Beispiel Stephen Toulmin (1972, Kap. 1) universalistische beziehungsweise absolutistische (also solche, die einen unparteiischen, vernünftigen Standpunkt der Erkenntnis in allgemeingültigen Grundsätzen und/oder logischer Systematizität suchen) und relativistische Ansätze (solche, die diesen Standpunkt für jeden einzelnen Fall neu bestimmen und allgemeine Gültigkeit negieren) sich abwechseln sieht.

Andere Arbeiten hingegen scheinen sich solchen Homogenisierungsversuchen zu entziehen und weisen eine größere Kontinuität mit mittelalterlichen Grammatiktheorien auf: Julius Caesar Scaliger, Vater des bereits erwähnten J.J. Scaliger, etwa nimmt in *De causis linguae latinae* (1540), ganz in der modistischen Tradition, eine apriorische Grammatik, eine den sprachlichen Äußerungen vorgeschaltete, allen Menschen gemeinsame mentale Ebene an und sucht

unter Rückgriff auf aristotelische Konzepte nach philosophischen Rechtfertigungen für grammatische Regeln. Auf ähnlichen Grundlagen bauen auch die Sprachtheorien von Thomas Linacre (*De emendata structura Latini sermonis libri sex*, 1527), Franciscus Sanctius (*Minerva, seu de causis linguae Latinae*, 1587), Gonzálo Correas (*Arte grande de la lengua castellana*, 1626) und anderen im 16. und frühen 17. Jahrhundert auf (dazu z.B. Gardt 1999a, 203–7; Jungen und Lohnstein 2007, 115–19, 122f.). Andererseits reflektiert J.C. Scaliger auch sehr präzise über einzelnen Lautwandel vom Latein zu den romanischen Sprachen, vom Griechischen zum Latein, und fordert programmatisch eine Untersuchung der Ursprünge der Wörter in voller historischer Tiefe bis zu der einen Sprache, die „selbst keine Quelle mehr hat“ (op.cit., zit. nach Arens 1955, 53; vgl. ebd. 50ff.). Diese Reflexionen setzen zwangsläufig ein historisches Verständnis von Sprache voraus. Dennoch bleibt die Traditionslinie der universalistisch-rationalen Sprachbetrachtung auch durch die Renaissance hindurch ungebrochen, bevor sie im 17. Jahrhundert, und dann im philosophischen Spannungsfeld zwischen Empirismus und Rationalismus, einen neuen Höhepunkt erreicht. Da die neuzeitlichen Formulierungen dieser erkenntnistheoretischen Positionen bereits in die Zeit der Aufklärung vorausweisen, sollen die entsprechenden sprachwissenschaftlichen Umsetzungen – die allgemeine Kontinuität vor Augen behaltend – im nächsten Abschnitt besprochen werden.

### 3.5 Aufklärung, Idealismus und Romantik

Aus der umfassenden Öffnung für das Diesseitige seit der Renaissance und einem auf dieser Grundlage erheblich erweiterten Grundverständnis über den Aufbau der empirisch zugänglichen Welt resultiert im 17. und 18. Jahrhundert eine starke Ausdifferenzierung in verschiedene Wissensbereiche, aus denen die modernen Naturwissenschaften – Physik, Astronomie, Biologie, Chemie, Geologie – hervorgehen. Nicht zuletzt aufgrund ihrer beeindruckenden Erfolge dienen einige von ihnen, insbesondere die biologischen Wissenschaften (etwa die vergleichende Anatomie), immer wieder auch als Identifikationsort für die Sprachreflexion mit ihrem sehr abstrakten Gegenstand, was für das Thema dieses Buches noch von grundlegender Bedeutung sein wird. Im Zuge dieser Entwicklungen, die begleitet werden von einer wachsenden Ablehnung der autoritätsgläubigen und wenig nutzenorientierten scholastischen Methode, entstehen im benannten Zeitraum auch neue erkenntnisphilosophische Diskurse, deren Akteure sich um zwei Positionen formieren: eine empiristische und eine rationalistische. Als philosophische Strömungen lassen sich beide bis in die griechische Antike zurückverfolgen, etwa in der stärkeren Betonung von Erfahrungswissen (Gr. *empeiria*) oder aber Vernunft (Gr. *nous*); auf die Sprachreflexion

bezogen findet sich die Erstere zum Beispiel bei den Stoikern oder der alexandrinischen Grammatikschule, die Letztere zum Beispiel bei Aristoteles und Platon. Die Frage nach dem Ursprung und den Möglichkeiten der menschlichen Erkenntnis gerät nun wieder in den Vordergrund, auch weil immer mehr beobachtete Fakten den überlieferten Ansichten (oder Auslegungen) der anerkannten Autoritäten widersprachen. Sowohl die empiristische als auch die rationalistische Position suchen einen undogmatischen und zweckorientierten Überbau und stellen damit einen Gegenentwurf zum scholastischen Programm dar;<sup>101</sup> sie verorten die wesentliche Quelle der menschlichen Erkenntnis aber jeweils in einer anderen Sphäre.

Für den neuzeitlichen Empirismus auf der einen Seite entsteht alles Wissen aus der sinnlichen Erfahrung des unmittelbar Gegebenen; Erkenntnisse werden also induktiv aus Erfahrungen gewonnen. Die empiristische Philosophie etwa John Lockes oder David Humes lässt weder angeborene Ideen oder Prinzipien, noch irgendeine Erkenntnis *a priori* zu. Ihrer Ansicht nach kommt der menschliche Geist als *Tabula rasa* auf die Welt und wird erst dann durch die sinnliche Erfahrung mit Vorstellungen und Wissen angefüllt. Die Erfahrung des unmittelbar Gegebenen ist damit der einzige Ausgangspunkt für gesicherte Erkenntnis und muss deshalb methodisch in den erkenntnissuchenden Wissenschaften berücksichtigt werden.

Der neuzeitliche Rationalismus, mit René Descartes als wichtigstem Initiator, auf der anderen Seite leitet aus der fundamentalen Gewissheit des menschlichen Denkvermögens („*cogito, ergo sum*“) die Überzeugung einer voraussetzungslosen Erkenntnisfähigkeit und unbegrenzten Erkenntnismöglichkeit des Verstandes ab. Dieser wird nicht von sinnlichen Erfahrungen genährt, sondern ist von Geburt an mit bestimmten Vorstellungen und Prinzipien (beziehungsweise Universalien, etwa Zahl und Gestalt, logische und mathematische Operationen) ausgestattet, aus denen sich alles Wissen auf deduktivem Weg ableiten lässt. Nicht die sinnlich wahrnehmbare Welt, die ihren Betrachter täuschen kann, sondern die solchermaßen operierende Vernunft (Lat. *ratio*) wird hier zum maßgeblichen Ausgangspunkt für gesicherte Erkenntnis und muss folglich auch methodische Grundlage der erkenntnissuchenden Wissenschaften sein.

---

<sup>101</sup> Diese antagonistische Position zur scholastischen Methode wird z.B. im Motto der 1660 gegründeten, sich an empiristischen Prinzipien orientierenden britischen *Royal Society* deutlich. Es lautet „*Nullius in verba*“, also ‚nach niemandes Wort‘. Damit gemeint ist, hier gibt die Society selbst freimütig Auskunft, „an expression of the determination of Fellows to withstand the domination of authority and to verify all statements by an appeal to facts determined by experiment“ (<http://royalsociety.org/about-us/history/>, Zugriff am 25.05.2020).

Mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen spiegeln sich beide philosophischen Strömungen in der Sprachreflexion des 17. und 18. Jahrhunderts wider. Als schwerpunktmäßig empiristisch lassen sich die unvermindert fortgesetzten Beschreibungen europäischer und außereuropäischer Sprachen fassen, wobei nun immer stärker die Grenzen der Schablone der lateinischen Grammatikschreibung ausgelotet und an die in den individuellen Sprachen vorgefundenen Bedingungen angepasst werden. Auch Kontakt und Mischung werden in diesem Zusammenhang weiter thematisiert; ein Beispiel gibt interessanterweise Hugo Schuchardt (1884, 30), wenn er auf Johannes Lucios *De Regno Dalmatiae et Croatiae* aus dem Jahr 1666 verweist, wo er ein frühes Traktat romanisch-slawischer Sprachmischung vorfindet. Hinzu kommen bald auch Beschreibungen und theoretische Abhandlungen zur Phonetik, in England etwa in der *Grammatica linguae Anglicanae* (1653) von John Wallis und insbesondere in William Holders *Elements of Speech* (1669) (dazu z.B. Robins 1976, 117f.). Auch das Interesse an phonetischen Fragen ist im größeren Kontext zu sehen: Der Verlust des Lateins als Wissenschaftssprache, die gleichzeitige Emanzipation der Volkssprachen und ihr Vordringen in distanzsprachliche Bereiche treibt die Standardisierung europäischer Sprachen weiter voran, wobei der Orthografie, also der grafischen Umsetzung und Abstrahierung lautlicher Gegebenheiten, eine zentrale Rolle zukommt. Zudem führt die Ausweitung der Kenntnisse über die Verschiedenheit der Struktur menschlicher Sprachen in Kombination mit der – aus beiden Richtungen: Empirismus und Rationalismus – philosophisch fundierten Kontrolle des Menschen über die Erkenntnis einerseits und neuen Zweckorientierung der Wissenschaften andererseits zu der Überzeugung, dass die natürlichen Sprachen an die Kommunikationsbedürfnisse des Menschen angepasst, ja neue Sprachen geschaffen werden können. Zweck der Erweiterung der Kenntnisse über die Natur ist es schließlich – so auch Francis Bacon, der wichtigste Wegbereiter des englischen Empirismus und Begründer der modernen, maßgeblich auf empirischer Überprüfung aufbauenden Wissenschaftsmethodik –, die Natur zu beherrschen und sie für die Kultur nutzbar zu machen. In Lib. VI, cap. I seiner Schrift *De dignitate et augmentis scientiarum* (1623) begreift F. Bacon – ganz gegen das humanistische Sprachbild – die Unterschiedlichkeit und Uneindeutigkeit der Sprachen als Hindernis im Wissensaustausch und unterscheidet neben der deskriptiven und der philosophischen Grammatik eine dritte, vergleichende Grammatik, die aus den besten Strukturen und Elementen der existierenden Sprachen eine eineindeutige, ideale Sprache zur ungehinderten Wissenskommunikation erschafft:

But the noblest species of grammar, as I think, would be this: if some one well seen in a great number of tongues, learned well as vulgar, would handle the various properties of *languages*; showing in what points each excelled, in

### 3 Vor der Paradigmenbildung

what it failed. For so not only may languages be enriched by mutual exchanges, but the several beauties of each may be combined [...] into a most beautiful image and excellent model of speech itself, for the right expressing of the meanings of the mind. (Bacon 2011, 523f., Hervorh. i. Orig.)

Ein Hindernis ist die Verschiedenheit der Sprachen aber nur im interlingualen Wissensaustausch: Für sich genommen verkörpert jede Sprache auch die nationale spezifische Ausdrucksform des menschlichen Geistes. Damit lassen sich aus den Sprachstrukturen im Prinzip verschiedene Charakteristika der Völker und Nationen ableiten – ein Gedanke, der im 18. Jahrhundert zum Beispiel von Condillac und Herder ausgebaut werden sollte. Dem Hebräischen bescheinigt F. Bacon noch einmal einen besonders ursprünglichen Charakter und spricht in diesem Zusammenhang auch, eher beiläufig, das Phänomen der Sprachmischung an:

[T]he words they [die Hebräer, SP] use are so few and so little mixed [i. lat. Orig. *minime commixtis*], that one may plainly perceive from their very language that they were a Nazarite nation, separated from the rest of the nations. (Ebd., lat. Orig. aus Bacon 1838, 367)

Wertvolle Beobachtungen F. Bacons zu typologischen Unterschieden zwischen den ‚alten‘ und den modernen Sprachen setzen eine weitere Markierung auf dem Weg zu einer historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft:

[T]he ancient languages were full of declensions, cases, conjugations, tenses, and the like, while the modern are nearly stripped of them, and perform most of their work lazily by prepositions and verbs auxiliary [...]. (Ebd.)

Rationalistisch ausgerichtete Sprachreflexionen finden wir in dieser Zeit vor allem dort, wo auch die neuzeitliche rationalistische Philosophie ihren Ursprung hat: in Frankreich. Im 17. Jahrhundert werden hier nicht nur politische, sondern auch sprachlich-ästhetische Grundsätze verhandelt. Dabei verfolgt der Versailler Hof eine formenstrenge, traditionalistische Ausrichtung, die auch eine tiefgreifende ‚Reinigung‘ des Französischen fordert. Die 1635 gegründete *Académie française* steht den Sprachregulierungen des Hofes zwar kritisch gegenüber, macht aber auch den Sprachgebrauch der aristokratischen Elite, gepaart mit der Schriftsprache der „guten Autoren“, zur Norm des richtigen Sprechens, zum „bon usage“ – so zum Beispiel Claude Favre de Vaugelas in seinen *Remarques sur la langue française* aus dem Jahr 1647 (Jungen und Lohnstein 2007, 134).<sup>102</sup>

---

<sup>102</sup> Zur Geschichte und den Zielen der *Académie* vgl. z. B. Mazière (2000).

Ganz logisch-rational wird Sprache hingegen in der *Grammaire générale et raisonnée* (auch *Grammaire de Port Royal*, 1660), verfasst von den jansenistischen Ordensbrüdern Antoine Arnauld und Claude Lancelot, behandelt (vgl. Harris und Taylor 1997, Kap. 8). Grammatik wird hier definiert als

l'Art de parler. Parler, est expliquer ses pensées par des signes, que les hommes ont inventez à ce dessein. On a trouvé que les plus commodes de ces signes, estoient les sons & les voix. Mais parce que ces sons passent, on a inventé d'autres signes pour les rendre durables & visibles, qui sont les caracteres de l'écriture [...]. (Arnauld und Lancelot 1660, 5)

Das Sprechen als Ausdruck der Gedanken durch Zeichen verweist auf die kartesische Annahme von einem Körper-Geist-Dualismus, in welchem die Sprache dem Bereich des Geistes (*res cogitans*) angehört, sowie auf die Überzeugung, dass die Gesetze des Denkens auch die Gesetze des Sprechens sind (Jungen und Lohnstein 2007, 135 f.). Der Mensch hat die Zeichen zu diesem Zweck erfunden, Töne und Laute sowie die weniger vergänglichen und visuell erfassbaren Schriftzeichen haben sich dabei als funktional erwiesen. Dahinter steckt die Überzeugung vom Primat des Denkens gegenüber der Sprache, die erfunden wurde, um Hilfsmittel des Ersteren zu sein, und von der Arbitrarität und Konventionalität zumindest der phonischen Seite des sprachlichen Zeichens, von einer weitreichenden Kontrolle des Menschen über das Instrument *Sprache* also. Die Konventionalität verbindet sich in der *Grammaire* mit dem Ideal der Eindeutigkeit bei der Zuordnung von sprachlichen Zeichen zu den mentalen Repräsentationen der außersprachlichen Wirklichkeit, das seinerseits die Auffassung von einer prinzipiellen Eindeutigkeit und Erfassbarkeit dieser Wirklichkeit und der Gleichheit der Erkenntnisvorgänge und -resultate bei *allen* Menschen ungeachtet ihrer Herkunft oder Sprache impliziert. Zusammen mit einer Präferenz für syntaktische Fragen sind all dies, wie zum Beispiel Gardt (1999, 204 ff.) anschaulich darlegt, elementare Merkmale rationalistisch-universalistischer Sprachbetrachtung von der griechischen Antike (Aristoteles) über das europäische Mittelalter (Modisten) bis in die unmittelbare Gegenwart (zum Beispiel Chomsky) hinein, die sich in geradezu vorbildlicher Weise auch in der Grammatik aus Port-Royal wiederfinden.<sup>103</sup>

Zu den das Thema dieser Arbeit berührenden Fragestellungen der Diversität, der Verwandtschaft und des Wandels von Sprachen allerdings können rein rationalistische Ansätze, wie an anderer Stelle bereits festgestellt wurde, natur-

---

<sup>103</sup> Nicht umsonst stellt N. Chomsky seine Transformationsgrammatik explizit in die Tradition der Port-Royal-Grammatik bzw. einer „kartesischen Linguistik“ (Chomsky 1966).

gemäß wenig beitragen, weshalb wir uns auch in ihre Ausdrucksformen im 17. und 18. Jahrhundert nicht vertiefen wollen.<sup>104</sup> Es muss jedoch hervorgehoben werden, dass die rationalistisch-universalistische Sprachreflexion gerade in der Epoche der Aufklärung einen opulenten Höhepunkt erlebt, der sich zum Beispiel in zahlreichen philosophischen beziehungsweise allgemeinen Grammatiken, in ausgeprägter Sprachkritik und Sprachpflege, in einer ersten ernstzunehmenden Sprachtypologie<sup>105</sup> sowie in der intensiven Suche nach einer Universalgrammatik niederschlägt.<sup>106</sup> Hinter diesen Projekten stehen – gleichermaßen charakteristisch für die ab etwa 1700 einsetzende Aufklärung – ein maßgeblich an der Vernunft orientierter Erkenntnisoptimismus, ein unbändiger Drang zur Systematisierung, die Leitgedanken der Instrumentalisierbarkeit und Formbarkeit von Sprache sowie von ihrer Schlüsselfunktion bei der Vervollkommnung des Individuums (und damit der menschlichen Gemeinschaft), und komplementär dazu ein von der Mathematik und den erstarkenden Naturwissenschaften inspiriertes Ideal referentieller Eindeutigkeit der Sprache. Da jede natürliche Sprache Elemente aufweist, die nicht diesem Eindeutigkeitsideal entsprechen (wie bereits in der Antike von den Stoikern festgestellt wurde), ist die rationalistische Sprachbetrachtung immer auch Sprachkritik und beinhaltet den Impuls, die Sprache zu formen, sie an die gesetzten Maßstäbe – vornehmlich Vernunft und Logik – anzupassen (vgl. Arens 1955, 73). Der pädagogische Überbau der Aufklärung kanalisiert diesen Impuls in die genannten Richtungen und greift dabei neben den logisch-philosophischen Prinzipien auch andere Tendenzen auf, die zum Teil seit der humanistischen Epoche kultiviert worden sind, etwa die Etablierung von leistungsfähigen und sozial markierten Hochsprachen auf der Basis der Volkssprachen (in Deutschland im 18. Jahrhundert maßgeblich vorangetrieben durch Johann Christoph Gottsched und Johann Christoph Adelung) beziehungsweise nun auch ihre Pflege. In diesen Kontext sind auch die unterschiedlich stark ausgeprägten puristischen Bemühungen in den europäischen Akademien und Sprachgesellschaften einzuordnen. Auf die ersten Sprachakademien in Italien und Frankreich folgt 1713 die *Real Academia de la*

---

104 Vgl. dazu z.B. das *Lexikon sprachtheoretischer Grundbegriffe des 17. und 18. Jahrhunderts* (Haßler und Neis 2009a, 2009b).

105 Da darauf in diesem Abschnitt nicht weiter eingegangen wird, sei auf den Aufsatz von Bossong (2001) verwiesen, in dem insbesondere T. Campanellas *Grammaticalia* (1638), G. Girards *Vrais principes* (1747) und N. Beauzées *Grammaire générale* (1767) eine Vorläuferrolle für die sich im 19. Jahrhundert etablierende Sprachtypologie zugesprochen wird.

106 Ausführlich behandeln die Sprachphilosophie der Aufklärung insb. in Frankreich z. B. Ricken (1978) und Ludwig und Schwarze (2012).



*Lengua Española* in Madrid.<sup>107</sup> Im deutschen Sprachraum finden vergleichbare Aktivitäten in Sprachgesellschaften und allgemeinen Wissenschaftsakademien statt; zu einer deutschen Sprachakademie, zum Beispiel nach französischem Vorbild, kommt es trotz verschiedener Anregungen nicht (dazu z.B. Gardt 1999a, Kap. 3.2; Gardt 2000b; Polenz 2000; Roelcke 2000). Gemeinsam ist ihnen allen im 17. und 18. Jahrhundert auch ein Kulturpatriotismus, der vorzugsweise in der eigenen Sprache die ‚reicheren‘, ‚klareren‘, ‚natürlicheren‘ beziehungsweise ‚vernünftigeren‘ Formen erblickt (besonders ausgeprägt in Frankreich, zum Beispiel in Antoine de Rivarols *De l'universalité de la langue française*, 1784; in Deutschland zum Beispiel in Friedrich Gottlieb Klopstocks *Die deutsche Gelehrtenrepublik*, 1774), sowie das komplementäre Szenario des Sprachverfalls, vornehmlich durch fremde Einflüsse und Sprachvermischung, dem durch Regulierungs- und Reinigungsbemühungen entgegengewirkt werden kann und muss.

Dass die Sprachreflexion der Aufklärung keineswegs auf den rationalistischen Ansatz reduziert werden darf, zeigt das Beispiel Gottfried Wilhelm Leibniz'.<sup>108</sup> Seine Abhandlungen zur Sprache decken ein äußerst breites Spektrum ab und sind über das Gesamtwerk verstreut. Für uns interessant sind weniger die bekannten Ideen Leibniz' zu einer Universalsprache oder besser: universalen Wissenschaftssprache, die er sich als aus den strukturellen Gemeinsamkeiten der Einzelsprachen abstrahiert und auf der Basis von Zahlen vorstellte, auch nicht seine Forderungen nach einer deutschen Hochsprache, einer deutschen Lexikografie und nach Sprachatlanten (dazu z.B. Arens 1955, 84 ff.; Poser 1996; Gardt 1999a, 135–50, 193–203; Jungen und Lohnstein 2007, 145 ff.), sondern seine eben wenig rationalistisch und vielmehr empiristisch gestützten Ausführungen zur Sprachenvielfalt und Sprachverwandtschaft.<sup>109</sup> Rutherford (1995) spricht von einem zweifachen, ja widersprüchlichen Fokus des leibniz-

---

<sup>107</sup> Zur Geschichte und den Zielen der spanischen Sprachakademie vgl. z.B. Sarmiento González (2000).

<sup>108</sup> Arens (1955, 65) formuliert es deutlich schärfer und sicherlich etwas überspitzt: „Für die Sprachwissenschaft wichtige Ergebnisse sind in dieser Zeit nur in England und Deutschland erwachsen. Der reine Rationalismus als eine der Sprache nicht adäquate Denkform bleibt damals wie auch später so gut wie unfruchtbar.“

<sup>109</sup> Hier werden in der Literatur verschiedene Schwerpunkte gesetzt. Während Gardt (1999, 193 ff.) Leibniz als Repräsentanten der rationalistischen Sprachreflexion der Aufklärung beschreibt, sieht Arens (1955, 77 ff.) in ihm die „Deutsche Synthese“ des englischen Empirismus und französischen Rationalismus. Ähnlich wie Arens sehen auch Jungen und Lohnstein (2007, 146) in Leibniz „ein gutes Beispiel dafür, dass führende Denker der Epoche Anregungen des Rationalismus und des Empirismus gleichermaßen aufnahmen.“

schen Interesses an Sprache: zum einen an einer idealen Kunstsprache, zum anderen an der Vielfalt der natürlichen Sprachen, insbesondere an ihren Verwandtschaftsbeziehungen. Ohne den Widerspruch auflösen zu können, deutet er diesen Fokus als differenziertes Verständnis Leibniz' von der menschlichen Sprache als *philosophischem Ideal* einerseits und *praktischer Umsetzung* andererseits. Leibniz zeichnet in seinen *Nouveaux essais sur l'entendement humain* (1704) und den *Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum* (1710) ein erstaunlich komplexes und detailliertes Bild von der indogermanischen (in *Brev.* „japhetisch“ oder „kelto-skythisch“) und der semitischen („aramäischen“) Sprachlandschaft, in dem unter anderem auch die Zusammenhänge zwischen dem Finnisch-Lappischen und dem Ungarischen, sowie die besondere Position des Baskischen in Europa besprochen werden (1710, 8f., 11). Durchaus zeitgemäß sucht Leibniz noch einen gemeinsamen Ursprung der beiden Sprachgruppen und schließt eine gemeinsame Ursprache letztlich nicht aus, identifiziert sie aber nicht mehr mit dem Hebräischen (1873, 287). Persisch, Armenisch und Georgisch fungieren durch ihren, für Leibniz, gemischten Charakter als Brückensprachen zwischen der skythischen und der aramäischen Gruppe („mixture quaedam ex Scythia & Aramaeis“, 1710, 4). Die Verzweigung der Sprachen von einem gemeinsamen Ursprung aus bei mit der geografischen Entfernung abnehmenden Spuren der Verwandtschaft scheint ihm ein plausibles Szenario („caeteras gentes unius gentis aut stirpis emissaria coloniasque fuisse, quoniam in remotioribus paulatim detrita vestigia sint cognationis“, 1710, 3). Aber Vermischung wird von Leibniz genauso als gängiger Prozess der Sprachdiversifizierung beschrieben (wenn auch freilich als Korruption interpretiert):<sup>110</sup>

Nam novae facile linguae nascuntur mixtura & corruptione caeterarum [...].

Denn neue Sprachen entstehen leicht durch Vermischung und Verfälschung der übrigen [...]. (Leibniz 1710, 3, meine Übersetzung)

(Theoph.) Es bilden sich auch Sprachen durch den Umgang verschiedener Völker miteinander, sei es, dass man benachbarte Sprachen ohne Unterschied vermischt, sei es, dass man, wie am häufigsten geschieht, eine derselben zur Grundlage nimmt, die man durch Vernachlässigung und Abänderung ihrer Gesetze und selbst durch Hinzufügung neuer Worte verstümmelt, ändert, mischt und verdirbt. Die Lingua Franca, deren man sich am Mittelländischen Meere im Handel bedient, ist aus dem Italienischen gemacht, und man hält

---

<sup>110</sup> Zu Sprachverwirrung bzw. Sprachverzweigung, Sprachveränderung und Sprachkorruption in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts vgl. die entsprechenden Abschnitte in Haßler und Neis (2009a).

sich darin nicht an die grammatischen Regeln. Ein armenischer Dominicaner, den ich in Paris sprach, hatte sich eine Art von Lingua Franca, die aus dem Latein gemacht war, gebildet oder sie von Seinesgleichen gelernt; ich fand sie ganz verständlich, obgleich es darin weder Fälle noch Zeiten, noch andere Flexionen gab, und da er derselben gewohnt war, sprach er sie mit Leichtigkeit. (Leibniz 1873, 284f.)

Dass Sprache sich historisch verändert und vor allem aktiv verändern lässt, ist, wie wir gesehen haben, eine Grundauffassung des aufklärerischen Sprachdenkens. Dominant ist die Metapher von der Sprache als einem Instrument oder Werkzeug, durch das, wiederum im Rahmen der aufklärerischen Lichtmetaphorik, der Mensch zu helleren Sphären der Vernunft emporgeleitet (aber freilich auch, umgekehrt, verführt) werden kann.<sup>111</sup> Leibniz deutet aber den ungesteuerten Sprachwandel keineswegs ausschließlich als Korruption und Schwäche, sondern auch als Stärke der natürlichen Sprachen. Die Veränderung liege in ihrem Wesen, sei geradezu eine Funktion von Sprache, denn die Sprache entwickle sich immer parallel zur Erkenntnis und müsse sich folglich an veränderte Umstände und Inhalte anpassen können. Als Verfall sei sie nur dann zu interpretieren, wenn sich in ihr mangelndes Erkenntnisbemühen offenbart. Erkenntnisbemühte Sprachpflege hingegen ermögliche die Verbesserung, den Ausbau einer Sprache, etwa zur Hochsprache (Poser 1996, 158). Diese Entwicklung wiederum wirke auf das Denken zurück, indem sie es stimuliert. In diesem Sinne ist die Sprache „Spiegel des Verstandes“, wie Leibniz zu Beginn seiner *Unvorgreiflichen Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache* (1697) ausführt, und umgekehrt der Verstand auch Spiegel der Sprache (Leibniz 1831, 1; vgl. Gardt 2000b, 179).

Ähnlich progressiv ist die Sprachphilosophie Condillacs, dem wichtigsten Vertreter des Empirismus (beziehungsweise seiner sensualistischen Weiterentwicklung) in Frankreich (vgl. Harris und Taylor 1997, Kap. 11). Für ihn liegt der Ursprung von Sprache und Denken gleichermaßen in den angelegten Fähigkeiten des Menschen zur bewussten Wahrnehmung und Aufmerksamkeit (insb. *Essai sur l'origine des connaissances humaines* 1746, *La logique* 1780 und *La langue des calculs* 1798). Danach haben sich Sprache und Denken nebeneinander in Wechselwirkung entwickelt. Aus instinktivem Sozial- und Kommunikationsverhalten habe der Mensch zuerst einfache, ‚natürliche‘ Zeichen wie Schreie und Gesten gewonnen, später mit wachsenden Kommunikationsbedürfnissen auch die konventionellen (oder ‚künstlichen‘) Lautzeichen. Erst diese haben aber die Versprachlichung vorgestellter oder erinnelter Dinge und damit eine

---

111 Vgl. die Abschnitte „Gesellschaftskonstituierende Funktion der Sprache“, „Sprachveränderung“ und „Missbrauch“ in Haßler und Neis (2009a, 2009b).

Loslösung der Kommunikation von der unmittelbaren Situation ermöglicht. In der Rückwirkung wurde dadurch auch das Denken von der situativen Bindung befreit, der nun unabhängige Geist zur Reflexion befähigt und, darauf aufbauend, zu allen anderen höheren Operationen wie Unterscheiden, Urteilen, Abstrahieren, Schlussfolgern etc. (Franzen 1996, 184–87). Denken und Sprache sind damit gleichermaßen Merkmale des Menschen, die ihn von allen anderen Lebewesen unterscheiden, beide haben den gleichen Ursprung, und ihre Entwicklung ist eng miteinander verwoben.<sup>112</sup> Folgerichtig ist dann auch Condillacs Ansatz, das „génie des langues“, das Wesen oder den Charakter einer Einzelsprache mit den Besonderheiten des sie sprechenden Volkes in Verbindung zu bringen.<sup>113</sup> Die Strukturen der Sprache reflektieren die des Sprecherdenkens, und von der anderen Seite her gedacht fungiert die Muttersprache als „génie des nations“, als leitender Geist der Nationen (Franzen 1996, 187f.; Gaier 1996, 216). Nicht nur auf der allgemeinen, sondern auch auf einzelsprachlicher Ebene korrespondieren also Sprach- und kognitive Strukturen – dieser Gedanke lässt sich wiederum auch mit den kulturpatriotischen Auswüchsen des 17. und 18. Jahrhunderts (rück-)verknüpfen. Bereits mit Blick auf die deutschen Sprachgesellschaften spricht Gardt (1999, 115) von der „patriotische[n] Variante des sprachlichen Relativitätsprinzips: Die Muttersprache besitzt nicht nur Abbildqualitäten, d. h. sie referiert nicht nur auf eine ihr immer präexistente Wirklichkeit, sondern sie vermag das Denken und Handeln ‚ihrer‘ Sprecher zu prägen“; ein sprachphilosophischer Anspruch sei damit aber (noch) nicht verbunden (ebd.). Vergleichbares dürfte auch für die relativistischen Implikationen und Andeutungen bei F. Bacon, Leibniz (dazu Gardt 2000b, 177 ff.), Condillac und anderen gelten.

Ein philosophisches Elaborat des sprachlichen Relativitätsprinzips finden wir eigentlich erst bei Herder. Der allerdings greift ausdrücklich die Ideen Condillacs auf (z. B. 1789, 31 ff.).<sup>114</sup> Ein göttliches Wirken bei der Sprachentste-

---

<sup>112</sup> Zur Vertiefung vgl. die Ausführungen zum Sprachursprung in Haßler und Neis (2009a, 8 ff., 451 ff.).

<sup>113</sup> Trabant (2002, Kap. 7) zeigt ausführlich, wie eng die Problematiken des Ursprungs und des Genies der Sprache („die beiden ‚Irrationalitäten‘, diese zwei ‚Gespenster‘“, ebd., 150) miteinander zusammenhängen. Vgl. Haßler und Neis (2009a, 8), die auch schon für das 17. Jahrhundert eine Problematisierung der Sprache vor allem in zwei Zusammenhängen ansetzen: „Einerseits wurde die Frage, inwieweit das Wesen des Menschen durch sein Verfügen über die Sprache bestimmt ist, aktuell. Andererseits begann man den Vorteil der Kommunikation in den Vernakulärsprachen, die sich im Gebrauch entwickelt hatten, zu erkennen und wandte sich ihrer Normierung zu.“

<sup>114</sup> Ein anderer wesentlicher Einfluss auf J. G. Herder ist hier J. G. Hamann, vgl. dazu z. B. Gipper und Schmitter (1979, 60 ff.).

hung – wie es etwa Johann Peter Süßmilch in seinem *Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe*, 1766 postuliert hat – hält Herder in seiner berühmten *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (veröffentlicht 1772) für abwegig; auch der populäre Topos von der Erfindung der Sprache durch den Menschen greift ihm zu kurz.<sup>115</sup> Wie Condillac führt Herder die Sprache letztlich auf das Wesen, die Grundlagen des Menschen zurück. Ihre Ausprägung sei eine notwendige Folge seiner Fähigkeit zur bewussten Wahrnehmung und Reflexion, seiner „Besonnenheit“ (vgl. Arens 1980, 101), und deshalb im Prinzip nicht einmal auf Sprechorgane oder ein kommunikatives Gegenüber angewiesen:

Der Mensch in den Zustand der Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. (Herder 1772, 52)

Sie war Einverständniß seiner Seele mit sich, und ein so nothwendiges Einverständniß, als der Mensch Mensch war. Wenns andern unbegreiflich war, wie eine menschliche Seele hat Sprache erfinden können; so ists mir unbegreiflich, wie eine menschliche Seele, was sie ist, seyn konnte, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, sich Sprache erfinden zu müssen. (Ebd., 58)

Natürlich geht Herder hier in entscheidenden Punkten über Condillac hinaus: Der Ursprung der Sprache liegt für ihn nicht in eigentlichen Kommunikationsanforderungen oder sprechanatomischen Voraussetzungen. Auch Condillacs instinkthafte, nicht durch Reflexion gesteuerte (Ur-)Zeichen schließt er aus, denn es ist ebendiese Reflexion oder „Besonnenheit“, die ihm als Grundausrüstung des Menschen gegenüber dem Tier und gleichzeitig als erster Grund für die menschliche Sprachfähigkeit gilt (Salmon 1995, 186). Herder versucht den Ursprung der Vernunft (ein dritter Begriff, den er weitgehend synonym zu den beiden genannten verwendet), des „Menschlichen am Menschen“, eben im Übergang vom Schrei zum Wort zu bestimmen (Schmidt 1968, 37). Die Sprache ist, mit anderen Worten, „eine *notwendig* menschliche Erfindung“ (ebd., 43, Hervorh. i. Orig.). Die Vernunft stellt den „wirklichen Unterscheidungscharakter unserer Gattung“ von *innen* dar und die Sprache denselben von *außen* (Her-

---

<sup>115</sup> Zur Bedeutung des Themas *Sprachursprung* im Allgemeinen und Herders und anderen Schriften im Besonderen bei der Herausbildung der Sprachwissenschaft im frühen 19. Jahrhundert kann auf die umfangreiche Einleitung zur kommentierten Übersetzung von J. Grimms *Über den Ursprung der Sprache* (1851) ins Spanische von J.A. Ennis (2015) verwiesen werden. Zur Berliner Preisfrage zum Ursprung der Sprache 1771, die der unmittelbare Anlass zu Herders *Abhandlung* war, vgl. Neis (2003).

der 1772, 72); beide haben den gleichen genetischen Ursprung (ebd., 73). Die im 17. und 18. Jahrhundert mit wachsender Deutlichkeit beschworene Verbindung von Sprache und Denken wird bei Herder erstmals zur Identität:<sup>116</sup> Die Sprache ist „natürliches Organ des menschlichen Verstandes“ (ebd.). Dieser, wenn man so will, phylogenetischen Deutung hatte Herder in seinen Fragmenten *Über die neuere deutsche Literatur* (1767) bereits eine ontogenetische vorausgeschickt: Nur mit der Sprache lerne der Mensch zu denken, in ihren Begriffen gliedere er die Welt und mache sie sich so zu eigen, sie allein gebe seinem Denken Gestalt (z.B. Herder 1821, Erste Sammlung, 14 ff.). Die Sprache sei also gleichermaßen „das Werkzeug, [der] Inhalt, und die Form menschlicher Gedanken“ (Herder 1821, Erste Sammlung, 25).<sup>117</sup> Als Form oder Umriss der Gedanken wird die Sprache aber unausweichlich auch zu ihrer Grenze:

Ists wahr, daß wir ohne Gedanken nicht denken können, und durch Worte denken lernen: so gibt die Sprache der ganzen menschlichen Erkenntniß Schranken und Umriß. (Herder 1821, Erste Sammlung, 15)

Die Konsequenzen sind freilich radikal: Die rationalistische Sprachphilosophie hatte das Denken immer als Apriori, als Bedingung für die Sprache angesehen, die ihrerseits mit der Metapher des Instruments oder Werkzeugs hinreichend erfasst zu sein schien. Zwar wurde angenommen, dass die Begriffe und Strukturen der Sprache einen Einfluss auf das Denken ausüben, etwa bestimmte Sprachformen die objektive Erkenntnis der gegebenen Wirklichkeit hemmen, während andere sie störungsfrei(er) ermöglichen; es ist jedoch ein Grundmerkmal der rationalistischen Interpretation der Verbindung von Sprache und Denken, dass die Prägungen der Sprache auf das Denken grundsätzlich als solche erkennbar und damit korrigierbar sind – unter anderem daraus speisen sich ja der aufklärerische Erkenntnisoptimismus und Fortschrittsgedanke (Gardt 1999a, 234). In Herders Sprachreflexion steckt nun nicht nur die Überwindung dieses Anspruches, sondern geradezu seine Umkehrung: Aus dem Apriori des

---

<sup>116</sup> Gardt (1999, 234) spricht hinsichtlich der engen Verbindung von Sprache und Denken z.B. von einem regelrechten „Gemeinplatz des deutschen Rationalismus“ im 18. Jahrhundert.

<sup>117</sup> Die phylogenetische mit der ontogenetischen Deutung verknüpfend, heißt es an anderer Stelle (1821, Dritte Sammlung, 178): „[M]an erweckt eben Gedanken durch Worte: und diese ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkenntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich ‚der Ausdruck zum Gedanken, wie die Haut zum Körper.‘ Man versuche es, die Methode der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles, wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkürlich wäre, alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft.“

Denkens wird ein Apriori der Sprache. Die Sprache, schreibt Trabant (2002, 162), „ist für Herder Ursprung und Zentrum der gesamten Intellektualität des Menschen, die Sprache ist der menschliche Geist.“ Die Sprachkritik der Aufklärung und ihre Suche nach idealen, denkkongruenten Begriffen und Strukturen erscheinen vor diesem Hintergrund ebenso müßig wie das philosophische Bestreben, der reinen Erkenntnis und Vernunft auf die Spur zu kommen, ohne dabei die Sprache in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen.<sup>118</sup> Gegen den Universalismus der Aufklärung setzt Herder einen fundamental relativistischen Impuls, in dem die Pluralität der menschlichen Sprachen die Pluralität des Denkens und der Weltansichten indiziert und damit nicht als Mangel, sondern als Wert begriffen werden muss.

Jede Nation spricht also, nachdem sie denkt, und denkt, nachdem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war, in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dies niemals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem Innern nicht bloß werden sahe, auch werden hieß: sondern ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt: so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen. (Herder 1821, Erste Sammlung, 17)

Aus den Eintragungen des spezifischen, immer einseitigen Anschauens in die Nationalsprache resultiert für diese eine individuelle Sprachform (von Arens 1980, 101 schon im humboldtschen Duktus als „innere Sprachform“ bezeichnet), die sich für Herder vor allem in der Semantik manifestiert. Seine Reflexion dient Herder vordergründig dazu, ein Programm für die deutsche Literatur zu gewinnen, die darum immer zum Gleichklang mit der deutschen Muttersprache streben sollte:

[W]enn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet: so muß umgekehrt die Literatur eines Landes, die ursprünglich und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem andern zusammenrinnt. (Herder 1821, Erste Sammlung, 17)

Anders als die kulturpatriotische Argumentation des 17. und 18. Jahrhunderts, und anders vor allem als die romantisch-nationalistische des 19. Jahrhunderts, zielt Herder nicht auf die prinzipielle Überlegenheit seiner oder irgendeiner Nation ab. Sein Begriff der *Nation* ist überhaupt kein exklusiver oder statischer,

---

<sup>118</sup> Herder kritisiert I. Kant dann auch in dem für ihn entscheidenden Punkt: Dieser habe in seiner Erkenntniskritik die Rolle der Sprache nicht ausreichend berücksichtigt. Er fordert, die Philosophie in eine Anthropologie zu transformieren, in deren Zentrum die Sprachforschung steht (Trabant 2002, 162).

sondern ein im Grundsatz egalitärer und dynamischer. Herders *Nation* ist eine kulturelle Schicksalsgemeinschaft, die einen spezifischen Geist und eine spezifische Sprache wie zwei Seiten desselben Blattes hervorgebracht und kontinuierlich kultiviert hat – durchaus, ja sogar besonders im Austausch mit anderen Kulturen.<sup>119, 120</sup> Sie kann deshalb kein an äußere und unveränderliche Kriterien wie Rasse, Territorium oder Religion gebundenes Konzept sein.<sup>121</sup> Analog ist Herders Sprachbild: Die Sprache ist dynamisch in ihrer synchronischen Variation und die immer „werdende Sprache“ (Herder 1821, Erste Sammlung, 118), auch in ihrer historischen Dimension. Der Wandel ist den Sprachen notwendigerweise inhärent, da sie untrennbar mit dem Wirken des menschlichen Geistes, das heißt mit dem menschlichen Handeln verbunden sind. Als Unikate der Welterfahrung sind die Sprachen elementar gleichwertig, und nur alle Sprachen

---

119 Daraus ergeben sich auch in Herders Geschichtsbild qualitative Unterschiede zwischen den Kulturen bzw. Nationen und analog in ihren Sprachen: Auch wenn das Potential zur höchsten Entwicklung in jedem Menschen angelegt ist, haben manche dieses Potential besser entwickelt als andere. Diese „Verfeinerung“ der (grundsätzlich gleichen) kulturell-sprachlichen Anlagen korreliert für Herder nun aber gerade mit der größeren Intensität von Kultur- und Sprachkontakten, und diese Auffassung ist es, die wir in strenger Opposition zum romantisch-nationalistischen Diskurs des 19. Jahrhunderts deuten müssen: „Wir Deutsche würden noch ruhig, wie die Amerikaner, in unseren Wäldern leben, oder viel mehr noch in ihnen rauh kriegen und Helden seyn, wenn die Kette fremder Cultur nicht so nah an uns gedrängt, und mit der Gewalt ganzer Jahrhunderte uns genöthigt hätte, mit einzugreifen“ (Herder 1772, 215 f.; vgl. Ennis 2015, insb. 37 ff.).

120 Demgegenüber steht die besonders in der Multikulturalismus- und Multilingualismusdebatte verbreitete (aber selten an den Originaltexten und dort nicht nur selektiv belegte) Auffassung, Herder stehe für einen hermetischen und statischen, völkischen bzw. nationalistischen Kulturbegriff. Diese Auffassung wird oft im Zusammenhang mit dem sogenannten herderschen ‚Kugelmodell‘ beschrieben, das jedoch kein Modell im eigentlichen Sinne ist, sondern in diesem Fall eine im Grunde ungehörige Zuspitzung einer einzelnen Formulierung: „[J]ede Nation hat ihren *Mittelpunkt* der Glückseligkeit in *sich*, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt!“, schreibt Herder in seinem Versuch *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774, 509), operiert aber noch dort im betreffenden Abschnitt keineswegs mit einem statischen, sondern mit einem historisch dynamischen und auch synchronisch nicht prinzipiell hermetischen Kulturbegriff. Gerade die Aspekte der Stasis und Hermetizität sind mit Herders grundlegenden geschichts- und humanphilosophischen Thesen eigentlich nicht in Einklang zu bringen. Deshalb ist z.B. dem „Versuch einer Ehrenrettung für Johann Gottfried Herder“ durch Auernheimer (2002) zu applaudieren, der dieser auch aus wissenschaftlich-methodischer Sicht nicht unproblematischen Auffassung ein ausgewogenes und an den relevanten Quellen orientiertes Bild von Herders Kulturverständnis gegenüberstellt.

121 Für Herders Nationenbegriff sei ebenfalls v. a. auf die Schrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774) verwiesen.



gemeinsam bilden die „Schatzkammer des menschlichen Geistes“ (Trabant 2002, 162). In einer besonders eindrucksvollen Passage finden wir bei Herder die Grundanlagen der sogenannten Sapir-Whorf-Hypothese und damit auch schon eines der Kernmotive für den Schutz bedrohter Sprachen beziehungsweise der globalen Sprachenvielfalt, wie er zum Beispiel im Rahmen der Ökolinquistik Ende des 20. Jahrhunderts gefordert wurde (vgl. dazu Ludwig, Mühlhäusler und Pagel 2019b) – sie sei hier in extenso zitiert:

Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen: so betrachte ich eine ganze Sprache als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte, und Reihen von Menschenaltern legten in dies große Behältniß ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht geprägt sie seyn mochten: neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Theil um, wechselten damit, und vermehrten sie: jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei: jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein, und ließ sich dieselbe durch Wucher vermehren: ärmere liehen davon, und schafften Nutzung – falsche Münzer lieferten schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten, oder sich ein ewiges Andenken zu prägen – Heldenmäßige Räuber wußten sich blos durch Raub und Flammen einen Namen zu machen – und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht, und Vorschub thun kann, die aber, sie sey und habe was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt. (Herder 1821, Erste Sammlung, 8f.)

Unter diesen Vorzeichen ist Herders Forderung nach einer „Transformation von Philosophie in Anthropologie mit der Sprache im Zentrum“ (Trabant 2002, 162) geradezu zwingend.

Bevor in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Edward Sapir und Benjamin L. Whorf mit ihren ethnolinguistischen Untersuchungen in diese Richtung einschlagen, ist es vor allem W. v. Humboldt, der die Ideen Herders aufgreift und fortführt<sup>122</sup> und dem heute deshalb – unberechtigterweise, muss man wohl sagen – meist die frühe oder ‚klassische‘ Formulierung des sprachlichen Relativitätsprinzips zugeschrieben wird.<sup>123</sup> Wie Herder vor ihm betrachtet Humboldt in seiner monumentalen *Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen*

---

<sup>122</sup> Allerdings ganz ohne Herder, Hamann oder Condillac als Quellen zu erwähnen. Für eine Diskussion vgl. Gipper und Schmitter (1979, 62) und, ausführlicher und differenzierter, Morpurgo Davies (1998, Kap. 5.8).

<sup>123</sup> Etwa von Gardt (2000b, 179) oder Jungen und Lohnstein (2007, 152–55). Gardt (1999, 234) geht auch in seinem Kapitel zu „Sprache und Denken: Wilhelm von Humboldt“ explizit nicht auf Herder als, im Mindesten, Wegbereiter ein. Auch für Di Cesare

*Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, 1836) die Sprache als*

das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. (Humboldt 1836, lxvi)

Wieder steht hier die Metapher von der Sprache als „Organ“ gegen die Instrument-Metapher des Rationalismus und der Aufklärung. Wie vor ihm Herder versteht auch W. v. Humboldt diese Metapher durchaus biologisch: Die Sprache ist Grundausstattung, ist ursprünglicher, natürlicher Teil des menschlichen Organismus. Ihre Funktion ist es, das Sein zu unterscheiden, aber nicht nur das der Dinge in der äußeren Welt (wie schon Platon in seinem *Kratylos* mit dem Wort als *organon didaskalikòn kai diakritikòn tês ousias*, *Krat.* 388, vgl. [Kap. 3.2](#)), sondern auch das des Ichs im Inneren. Mit der Sprache durchtrennt der Mensch die ursprüngliche Einheit von Ich und Welt, indem er Objekte als Gegenstände bestimmt und sich dadurch als Subjekt von diesen getrennt bewusst wird. Die Sprache als „bildendes Organ“ ist somit sowohl dem Denken als auch dem Sein vorgeschaltet, denn beides ist nur sprachlich konstituiert erfassbar (Di Cesare 1996, 279). Dieser Gedanke Herders und Humboldts hat, wie oben schon angedeutet, gewaltige Konsequenzen, denn er fordert eine Verlagerung der Sprache ins Zentrum der Philosophie. War bisher jede Beschäftigung mit der Sprache von anderen Interessen – philosophischen, praktischen, religiösen und ande-

---

(1996) rückt erst mit W. v. Humboldt die Sprache ins Zentrum der Philosophie und ist damit der Beginn einer eigentlichen Sprachphilosophie anzusetzen. Es ist wichtig zu betonen, dass W. v. Humboldt hier in einer kontinuierlichen Linie insbesondere mit Herder und Condillac steht und dass seine Kerngedanken zum Verhältnis von Sprache und Denken bereits in aller Deutlichkeit und Konsequenz von Herder formuliert worden sind (vgl. Ludwig, Mühlhäusler und Pagel 2019b). Entsprechend fasst sich auch S.J. Schmidt in seiner Monografie zum Sprache-Denken-Diskurs von J. Locke bis L. Wittgenstein zu Humboldt kürzer als zu Herder, da „HUMBOLDTS – zwar weitaus umfassendere und schärfere – Untersuchungen zur Sprache wohl in ihrer inhaltlichen Bestimmtheit, nicht aber in ihrer strukturellen Formierung über HERDER hinausgehen“ (1968, 65). Morpurgo Davies (1998, 114ff.) betrachtet die Idee, dass Sprachen bis zu einem gewissen Grad den „nationalen Charakter“ und die Sicht ihrer Sprecher determinieren sogar als Gemeinplatz des 18. Jahrhunderts und interpretiert die vordergründige Rolle, die Humboldt in der Formulierung dieser Idee zugesprochen wird, als ein Ergebnis der Fachgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die viele Gedanken und Resultate des 18. Jahrhunderts aus dem kollektiven linguistischen Gedächtnis getilgt hat. Zudem ist zu beachten, dass Humboldts (und Herders) Relativismus sich noch erheblich von B.L. Whorfs unterscheidet (ebd., 115ff.).

ren – geleitet, kann und sollte sie nun um der Sprache selbst willen stattfinden, denn die Sprache ist notwendige Bedingung der Erkenntnis. Auch am Anfang jeder Philosophie muss folglich eine *Sprachphilosophie* stehen, denn: „Wenn Subjekt und Objekt, Ich und Welt nur im Horizont der Sprache gegeben sind, dann drohen sich diese erträumten Fundamente der Philosophie – und die Philosophie mit ihnen – in der babylonischen Verschiedenheit der menschlichen Rede aufzulösen“ (Di Cesare 1996, 278).

Als universell menschliche Sprachfähigkeit beinhaltet die Sprache auch für jede einzelne ihrer einzelsprachlichen Manifestationen zunächst das Potential, alle Ideen auszudrücken. W. v. Humboldts Sprachphilosophie liegt damit ein universalistischer Kern zugrunde, der in verschiedenen Aspekten hervorscheint, aber immer in einem Spannungsfeld mit fundamental relativistischen Segmenten steht. So scheint ihm zwar, dass sich „in jeder [Einzelsprache, SP] jede Ideenreihe ausdrücken läßt“; dies sei aber nur „eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller und der Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluß auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das wozu sie gezwängt werden können“ (Humboldt 1843, 254). Die Einzelsprachen entwickeln sich als Ausdruck eines spezifischen National- oder Volksgeistes – ins Methodische übersetzt scheinen Sprache und Denken auf dieser Ebene vollständig auseinander deduzierbare Größen zu sein:

Die Geistes eigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, dass wenn die eine gegeben wäre, die andere müsste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äusserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. (Humboldt 1836, liii)

Die Sprachverschiedenheit impliziert also eine Verschiedenheit der Weltansichten. Durch diese radikale Relativität entzieht sich das Universelle der Sprache und der „Ideenreihen“ der menschlichen Beobachtung. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit eines anthropologisch basierten, allgemeinen (das heißt systematisch enzyklopädischen) und vergleichenden Sprachstudiums, für das W. v. Humboldt – angeregt sicher durch Herders Schriften und wohl auch Georg Forsters *vergleichende Ethnologie* und *allgemeine Naturgeschichte* (Schmitter 1999) – eine ausführliche Konzeption entwirft (*Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*, 1820). Der Begründungszusammenhang findet sich dort noch einmal in nuce:

### 3 Vor der Paradigmenbildung

Ihre [= der Sprachen] Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. (Humboldt 1820, 262f.)

Die Sprache als *historische Einzelsprache* ist das Werk eines „Volksgeistes“ und damit historisches Produkt. In ihrer lebendigen Tätigkeit als „bildendes Organ“ folgt diese Einzelsprache spezifischen Bildungsprinzipien, einer *Form*, die sie in ihrer individuellen Geschichte ausgebildet hat.<sup>124</sup> Dabei reproduziert sie nicht nur diese Form (ebenso wenig, wie diese Form schon immer in ihr angelegt war), sondern verfügt in jedem Augenblick über die Möglichkeit zu ihrer Überwindung. Diese doppelte Perspektive ist ein weiterer Anker in W. v. Humboldts Sprachphilosophie, denn sie liefert eine schlüssige Erklärung für die dynamische Natur der Sprache. Die Sprache ist, in der prägnanten Formulierung Di Cesares (1996, 284), zu jedem Zeitpunkt „sowohl Prinzip der Bildung als auch Resultat dieses Prinzips. [...] Die Sprache hat eine Form und ist eine Form.“ Anders ausgedrückt ist die Sprache, erstens, individuelle Tätigkeit des Sprechens – Humboldt wählt den griechischen Terminus *énéргеia* – und zweitens, in ihrer gesellschaftlichen Rekurrenz und ihrem grammatisch-systematischen Sprachbau, Produkt, *ergon* (vgl. Schmidt 1968, 90f.).<sup>125</sup> Die so als immer ephemere verstandene Sprache lässt erstmals die Dimensionen des *Sprechens* beziehungsweise der *Rede* in den Vordergrund treten und wird von Humboldt auch als bevorzugter Analysegegenstand erkannt.<sup>126</sup> Er sucht eine Grammatik des Sprechens und keine der Logik verpflichtete. Die Sprache ist unabhängig von der Logik zu fassen, und sie ist ihr sogar vorgeschaltet (Morpurgo Davies 1998,

---

<sup>124</sup> Dabei ist zu unterscheiden zwischen einer *äußeren Sprachform* als der materiell realisierten Form einer Einzelsprache, und einer *inneren Sprachform* als der in dieser Realisierung wirkenden und der Einzelsprache zugrunde liegenden Weltansicht.

<sup>125</sup> „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energieia*)“ (Humboldt 1836, lvii).

<sup>126</sup> „Im Gegensatz zu einer langen Tradition grammatischer Studien“, schreibt Di Cesare (1996, 285), „ist für Humboldt die Rede keine akzidentielle, niemals unzureichende Erscheinungsform der Sprache, sondern ihre ursprüngliche und wesentliche Seinsweise.“

202). In ihrem doppelten Charakter als historisch gewordene und werdende Sprache bildet die Sprache ein „organisches Ganzes“ (Schiller und Humboldt 1830, 201)<sup>127</sup> – worunter weit mehr zu verstehen ist als unter dem herderschen „Organ des menschlichen Verstandes“ beziehungsweise Humboldts Adaptation als „bildendes Organ der Gedanken“. Die Organizität der Sprache sieht Humboldt in einem Netz von Analogien, das in einer endlosen Kette des Sprechens geflochten wurde und das in jeder Rede aktualisiert wird und dabei modifiziert werden kann (Di Cesare 1996, 283 ff.). Jedes Element in der Sprache steht zu jedem Zeitpunkt mit allen anderen Elementen in einem historisch gewordenen Zusammenhang und verweist so auf ein Ganzes, dessen Teil es ist. In diesem Sinne versteht Humboldt Sprache als einen „Organismus“ oder spricht vom „Organismus der Sprachen“ (z.B. 1820, 247) und benennt konkrete Analogien mit biologischen Organismen:

Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloss Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. (Humboldt 1836, cxxi)

Die Organismusmetapher ergreift in Vokabular und Redewendungen W. v. Humboldts Raum, sodass nicht nur eine hypostasierte, sondern eine wahrhaft *lebendige* Sprache vor den Augen des Lesers entsteht. Wenn er über einzelne Sprachen spricht, dann scheint es bisweilen, als ginge es wirklich um höhere Lebewesen, denn diese „Sprachorganismen“ haben etwa „Scheu vor Zusammensetzung“, sie sind „ängstlich bemüht [...], das Einzelne zum Satz zu vereinen“, oder führen „eine ergreifende Würde mit sich“ (1836, ccivf.). Darin spiegelt sich das wider, was Foucault als Nivellierung der Sprache auf den Status eines Objektes für die Schwelle zum 19. Jahrhundert konstatiert: „Die Sprache

---

<sup>127</sup> Es mag müßig sein, einen Ursprung der zu Beginn des 19. Jahrhunderts ubiquitären Organismusmetapher in der Sprachwissenschaft benennen zu wollen: Meist gilt F. Schlegel (1808) als Urheber und auch direktes Vorbild von W. v. Humboldt (z.B. Collinge 1995a, 199). Ein Brief Humboldts an F. Schiller aus dem Jahr 1795 zeigt aber, dass die ‚organische‘ Sprache bereits zu dieser Zeit zu Humboldts Vokabular gehörte: „Nicht bloß, daß die Sprache selbst ein organisches Ganzes ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf“ (Schiller und Humboldt 1830, 201). Vgl. auch Arens (1955, 150).

erhält plötzlich ein eigenes Sein“ (Foucault 1971, 360), sie bekommt eine Geschichte, in ihr wirkende Gesetze, eine Objektivität, kurz: ein eigenes Leben, und wird dadurch entscheidend von ihrer Funktion des Repräsentierens entkoppelt. Die für diesen Prozess wesentlichen Perspektivwechsel finden auch bei Humboldt, vor allem aber in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft statt, mit der wir uns im nächsten Kapitel ausführlich beschäftigen wollen.

Einer dieser Perspektivwechsel ist der hin zu einer Charakterisierung der Sprachen von innen heraus, durch ihre Grammatik, statt durch ihre Wörter. Die philologische Analyse, das vergleichende Sprachstudium soll die Verschiedenheit der sprachlichen Organismen offenlegen, indem sie ihren Sprachbau dort in den Blick nimmt, wo diese Verschiedenheit sich maßgeblich manifestiert. Aufbauend auf die Konzepte und Begriffe Friedrich und August Wilhelm Schlegels unterscheidet und beschreibt W. v. Humboldt (z.B. 1836, cxxxvff.) vier morphologische Typen – isolierend, agglutinierend, inkorporierend („einverleibend“) und flektierend – und legt damit einen weiteren Grundstein für eine Sprachtypologie.<sup>128</sup> In Kombination mit seiner grundsätzlich dynamischen Auffassung von Sprache bringt die beobachtete und systematisierte Verschiedenheit im Sprachbau aber auch die Frage nach einer Richtung des Sprachwandels und einer Bewertung der konstatierten Typen ins Spiel. Diese Frage lässt sich nur unter Rekurs auf einen größeren philosophischen Rahmen beantworten. Hier zeigt sich Humboldt – bei aller sprachphilosophischen Diskrepanz etwa mit seinem Zeitgenossen Georg Wilhelm Friedrich Hegel (Caussat 2002) – zweifelsohne auch dem deutschen Idealismus verpflichtet.<sup>129</sup> Sowohl zu W. v. Humboldt als auch zu Hegel wird im Kapitel zu Schleicher (4.3) noch mehr zu sagen sein, denn Schleicher konstruiert sein – für unsere Arbeit eminent bedeutsames – sprachtheoretisches Gebäude explizit auf dem geistigen Boden beider. Nur ein zentraler Verbindungsstrang sei an dieser Stelle hervorgehoben: Wie Hegel versteht Humboldt die Weltgeschichte teleologisch, als fortwährendes Streben vom Analytischen, Verschiedenen hin zu einer Allheit und Ganzheit, zu einer „gewaltigen Synthese von Menschen, Völkern und Sprachen“ (Jungen und Lohnstein 2007, 152; vgl. Di Cesare 1996, 282).<sup>130</sup> Vor diesem Hintergrund repräsentieren die verschiedenen morphologischen Typen auch ver-

---

<sup>128</sup> Dazu F. Schlegel (1808, 45 ff.) und A. W. Schlegel (1818, 14–30).

<sup>129</sup> Zum Verhältnis von Sprache und Denken bei W. v. Humboldt und Hegel vgl. die Gegenüberstellung Heymann Steinthals (1985) sowie die knappe Diskussion von Hoffmann (1996, 272f.).

<sup>130</sup> So heißt es z.B. in *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*: „In Allem, was die menschliche Brust bewegt, namentlich aber in der Sprache, liegt nicht nur ein Streben nach Einheit und Allheit, sondern auch eine Ahnung, ja eine innere

schiedene Stadien in der menschlichen Entwicklung der Sprache und können nicht als gleichwertig gedacht werden. Alles Analytische ist dem Synthetischen untergeordnet (Jungen und Lohnstein, ebd.), die höchste Entwicklungsstufe ist damit – wenig überraschend – bei den flektierenden und das heißt den (indo-) europäischen Sprachen gegeben. Verglichen mit den anderen Verfahren erscheint Humboldt „die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip“ (1836, cciv). Da die Sprachen das Denken ihrer Sprecher, den „Volksgeist“ formen und prägen, müsste die Hierarchisierung konsequenterweise auf dieser Ebene fortgeführt werden, was Humboldt aber höchstens implizit tut. Auch lehnt er eine grundsätzliche Hierarchisierung der Sprachen auf der Grundlage ihres Sprachbaues ab, denn es zeige sich an den verschiedensten Beispielen,

dass der menschliche Geist, in welche Bahn er sich auch einseitig wirft, immer etwas Grosses und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes hervorzubringen vermag. Über den Vorzug der Sprachen vor einander entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. (1836, ccvi)

Dennoch ist Humboldts sprachlicher Relativismus, anders als zum Beispiel Herders, nicht frei von Eurozentrismus und liefert wichtige philosophische Voraussetzungen für den in den nachfolgenden Dekaden um sich greifenden nationalistischen Chauvinismus (z.B. Gardt 1999a, 239). Von großer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang auch W. v. Humboldts (1820) Unterscheidung zwischen einer sprachbildenden und einer sprachverfeinernden Periode der Sprachentwicklung, die scheinbar im Widerspruch zur Auffassung von der Flexion als höchster Entwicklungsstufe steht:

Wie unsere Erdkugel grosse Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so giebt es auch in den Sprachen einen Punkt der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Grenzen bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben [...]. (1820, 242)

Der Widerspruch wird aufgelöst durch das *katastrophistische Erklärungsprinzip*, das W. v. Humboldts Analogie zwischen der Sprach- und der Erdentwick-

---

Ueberzeugung, dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist“ (Humboldt 1907, 125).

lung zugrunde liegt. Dieses Prinzip oder Modell – man könnte auch hier sagen: *Paradigma* –, eng verknüpft mit dem Namen des Begründers der Paläontologie und vergleichenden Anatomie Georges Cuviers, einem Zeitgenossen Humboldts, erklärt *makroskopische* Veränderungen wie etwa die Transformation der Erdoberfläche oder den Aufstieg und Untergang biologischer Arten durch katastrophale Ereignisse, wie zum Beispiel Sintfluten, und damit grundlegend anders als in der Gegenwart beobachtbare und relativ dazu *mikroskopische* Veränderungen. Das konkurrierende Prinzip ist das *aktualistische* oder *uniformitarianistische*, das Charles Lyell in seinem Hauptwerk *Principles of Geology* (1830) fruchtbar machen und dem Charles Darwin in seiner Anwendung auf die Evolution der biologischen Arten zum wissenschaftlichen Durchbruch verhelfen wird. Dieses Prinzip nimmt eine allgemeine Gleichförmigkeit der Veränderungen herbeiführenden Prozesse zu allen Zeiten an und versteht deshalb auch makroskopische Differenzen als Resultate – durch Akkumulation über große Zeiträume – desselben gegenwärtig beobachtbaren, mikroskopischen Wandels.<sup>131</sup> Es wird uns später bei William D. Whitney wiederbegegnen. W. v. Humboldt aber wendet, im Rahmen einer Analogie, hier das katastrophistische Modell der Erdentstehung auf seine Vorstellung vom Gang der Sprache an und unterscheidet folglich eine ‚katastrophistische‘ Periode der *Sprachentstehung* (mit der Flexion als höchste Ausbildungsstufe) und eine ‚normale‘ Periode des *Sprachlebens*, in der die vorhandenen Strukturen, der „organische Bau“, nicht mehr verändert, sondern nur noch „verfeinert“ werden können. Wie schon in einem anderen Zusammenhang angedeutet, ist Humboldt aber nicht immer kohärent in seinen oft überaus komplexen Ausführungen; zudem überarbeitet er sie kontinuierlich. So ist in der Einleitung zur Kawi-Sprache sechzehn Jahre später (das heißt auch wenige Jahre nach Lyells *Principles*) keine Rede mehr von der „feineren Ausbildung“ der Sprachstruktur in der zweiten Periode, sondern diese wird, gegenüber einer ersten, von schneller Blüte beziehungsweise schöpferischem Wachstum geprägten, durch langsamen, organischen Verfall charakterisiert. In diesem Degenerationsszenario zeigt sich Humboldt nun auf einer Linie mit der romantischen Sprachphilosophie F. Schlegels, Franz Bopps oder Jacob Grimms, die wenige Jahre zuvor vergleichbare Bilder wie dieses erschlossen haben (s.u., vgl. Arens 1955, 192):

---

<sup>131</sup> Das Begriffspaar *catastrophism/uniformitarianism* wurde (wie übrigens auch der Begriff *scientist*) einige Jahre nach Cuviers Tod von W. Whewell geprägt (Koerner 1995e, 60).



Es ist ihre [= der Sprachen] Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden, die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andre, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äusseren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen [...]. (Humboldt 1836, ccf.)

Gewissermaßen zwischen beiden Perioden der Sprachentwicklung sieht W. v. Humboldt (1820) interessanterweise noch die Möglichkeit der Sprachmischung, aus der neue Sprachen (sicher auch innerhalb gegebener Grenzen) hervorgehen können:

Dieses Zusammenfließen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, daß die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischenden empfangen, oder daß, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht, des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwicklung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde. (1820, 244f.)

W. v. Humboldt schließt nicht einmal aus, dass diese vorzivilisierte Zeit keine der existierenden Sprachen ungemischt gelassen hat, und erklärt die Suche nach jedem möglichen Zusammenhang zwischen Sprachen zu einer Maxime des vergleichenden Sprachstudiums. Auch der Sprachmischung scheinen fast keine strukturellen Grenzen gegeben zu sein: Es sei „bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus Einem Gusse selbstständig geformt, oder in grammatischer oder lexicalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist“ (1820, 245).

Bereits in einem noch früheren Text, der „Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation“, publiziert 1812 im von F. Schlegel herausgegebenen *Deutschen Museum*, hatte W. v. Humboldt ausführlichere Reflexionen zu diesem Thema angestellt. Sprachmischung versteht er dort als „Störung“ in der organischen Ausbildung einer Sprache, von der allerdings keine bekannte Sprache verschont geblieben zu sein scheint. Eine reine Abspaltung von Sprachen ohne jede Vermischung entbehrt für Humboldt historischer Evidenz, ist aber auch nicht zwingend auszuschließen. Die durch Sprachmischung eingebrachten Elemente werden an die organische Sprachstruktur assimiliert und können folglich zwar Brüche im historisch geflochtenen Netz von Analogien hervorrufen, aber kaum eine wirklich unorganische Entität erschaffen:

### 3 Vor der Paradigmenbildung

Man kann es als einen festen Grundsatz annehmen, dass Alles in einer Sprache auf Analogie beruht, und ihr Bau, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau ist. Nur wo die Sprachbildung bey einer Nation Störungen erleidet, wo ein Volk Sprachelemente von einem andern entlehnt, oder gezwungen wird, sich einer fremden Sprache ganz oder zum Theil zu bedienen, finden Ausnahmen von dieser Regel Statt. Dieser Fall tritt nun zwar wohl bey allen, uns jetzt bekannten Sprachen ein – da wir von den Ursprachen und Urstämmen durch Klüfte getrennt sind, über die keine Ueberlieferung mehr hinüber hilft – und selbst in den tiefsten Wäldern Amerikas dürfte man schwerlich ein Beyspiel eines, durch reine vor Erlernung einer andern Sprache geschehene Absonderung entstandenen, und durchaus unvermischt gebliebenen Stammes antreffen. Allein wo eine Sprache ein fremdes Element in sich aufnimmt, oder sich mit einer andern vermischt, da beginnt auch sogleich ihre assimilirende Thätigkeit, und ihr Bemühen, nach und nach denjenigen Stoff, welcher in der Vermischung den kürzern zieht, so viel als möglich, in die, dem andern eigenthümliche analogische Bildung zu verwandeln, so daß durch diese Mischungen zwar kürzere und längere analogische Reihen entstehen; nicht leicht aber ganz unorganische Masse zurück bleibt. (Humboldt 1812, 495f.)

Sprachmischung ist für W. v. Humboldt ein universaler Baustein der Sprachentwicklung, der durchaus tief in den Körper der Sprache eindringen, aber das Organische daran schwerlich zerstören kann. Markant, wenn auch nur implizit formuliert, ist dabei die Idee einer notwendig asymmetrischen Sprachmischung: *Eine* Sprache dominiert quantitativ in jeder Sprachmischung und definiert damit die Strukturen, an die der quantitativ unterlegene „Stoff“ assimiliert wird. Schematisch könnten wir also schreiben: Es gibt immer *Ab* oder *Ba*. Eine ansatzweise gleichteilige Mischung (*AB*) wäre unter dieser Prämisse auszuschließen. Diesen Gedanken gilt es mit Blick auf die im Folgenden zu besprechende historisch-vergleichende Methode und ihr Verständnis von der Organizität beziehungsweise Organismenhaftigkeit und der Mischbarkeit von Sprachen im Gedächtnis zu behalten.

Mit Herder ist philosophisch eine Wende zur Sprache als einer separaten und grundlegenden epistemologischen Größe vollzogen, mit W. v. Humboldt der Weg zu einem wissenschaftlichen, vergleichenden Studium der Sprachen – zu einer allgemeinen Sprachwissenschaft also – geebnet. An Herders anthropologische Sprachwissenschaft und Humboldts Gesamtentwurf einer Sprachkunde als „Synthese von transzendentalphilosophischer Reflexion und empirischer Sprachforschung“, als einer „Hermeneutik der Sprache“, einem „Ort der Überschneidung und der Verbindung unterschiedlicher, aber im Blick auf die Selbstreflexion des Menschen zusammengehöriger Disziplinen“ (Di Cesare 1996, 288; vgl. auch Arens 1955, 182f.) wird im 19. Jahrhundert jedoch nicht in

nennenswerter Weise angeknüpft.<sup>132</sup> Die Zeichen der Zeit weisen in eine andere Richtung. Aus diesem Grund gehört Humboldts Sprachdenken mehr ins 18. Jahrhundert und beschließt dieses Kapitel, auch wenn seine bedeutendsten Abhandlungen zur Sprache im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erscheinen.<sup>133</sup> Der neue Mainstream in der Sprachforschung (das heißt auch: jene Ausrichtung, die vom sich nun zeitgleich etablierenden akademischen Establishment *anerkannt* wird, Morpurgo Davies 1998, 3) rückt jedoch ab von den allumfassenden Systementwürfen des philosophischen Idealismus und orientiert sich, obgleich mit unterschiedlichem Erfolg, stärker am Positivismus der Naturwissenschaften und seiner Ablehnung alles Transzendentalen. Dabei gerät vor allem das Historische, die Diachronie in den Fokus, nicht die in der humboldtschen Sprachphilosophie stärker betonte Synchronie.

Es sind wenigstens drei zentrale Momente, die dieser Entwicklung Vorschub leisten (Collinge 1995a). Wir werden sie hier abschließend kurz andeuten und zumindest die letzten beiden im folgenden Analyseabschnitt zu den für das Thema dieser Arbeit wesentlichen Texten der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft vertiefen: Erstens steigt um die Wende zum 19. Jahrhundert die verfügbare Datenmenge aus den Sprachen der Welt noch einmal sprunghaft an, zum Beispiel durch die Kompilationen von Peter Simon Pallas (1787–1789), Lorenzo Hervás y Panduro (1805) und Adelung (der seiner Kompilation in Reminiszenz an Gessners Schrift den Titel *Mithridates* gibt, 1806–1817). Zweitens bieten einige Naturwissenschaften durch ihre theoretische und methodische Konsolidierung (Carl von Linné für die Botanik ab 1735, Antoine Laurent de Lavoisier für die Chemie 1789, Cuvier für die vergleichende Anatomie 1800–1805, und Jean-Baptiste de Lamarck für die Zoologie 1801), ihre beste-

---

132 Neben (dem frühen) H. Steinthal sieht Di Cesare (1996, 288) noch A.F. Pott und G. v. d. Gabelentz auf der „kurzen Liste derjenigen [...], die im 19. Jahrhundert als Humboldtianer bezeichnet werden können.“ Der saussuresche Strukturalismus knüpft mit seinem Primat der Synchronie gewissermaßen an W. v. Humboldt an, und Herders und Humboldts anthropologisch fundierte, empiristische Sprachforschung (unter relativistischen Vorzeichen) wird im frühen 20. Jahrhundert von den amerikanischen Strukturalisten Edward Sapir und Benjamin L. Whorf wieder aufgegriffen (vgl. ebd., 288f.). Morpurgo Davies (1998, 194) sieht dagegen „contrary to what is normally stated, [...] in most of nineteenth century linguistics echoes of [Humboldt’s] views.“ In diese Kerbe schlägt auch Hurch (s.d., 2009), wenn er H. Schuchardts Werk als Fortführung humboldtschen Denkens deutet.

133 Morpurgo Davies (1998, Kap. 5) diskutiert die schwierige Einordnung des humboldtschen Werkes. Ein knappes, differenziertes Fazit ist etwa dieses: „In his constant awareness of how a historical and comparative analysis can be conducted, in the primacy given to the data over the theory, Humboldt is a ‘nineteenth-century’ man, even if his range of interests and his philosophical awareness are so much wider than those of the nineteenth-century ‘technicians’“ (ebd., 106).

chende Systematik, ihren historisch-genetischen Fokus und nicht zuletzt das von ihnen verwendete Vokabular (durchaus im Sinne Kuhns 1970, Toulmins 1972, oder auch Rortys 1989, zum Beispiel Termini wie *Leben, Wachstum, Tod, Abstammung, Analyse, Typ, Klasse, Gesetz*; vgl. auch Koerner 1995e) attraktive Analogien und ein epistemologisches Identifikationsmodell für die vergleichende Sprachforschung. Und drittens gibt es methodische Veränderungen, die an die Stelle der bislang noch immer oft spekulativen Vergleiche und Etymologien zum Nachweis von Sprachverwandtschaft den systematischen und exakten Vergleich von Wörtern und vor allem morphologischen Strukturen setzen. Den entscheidenden Impuls zu Letzterem schreibt Collinge (1995a, 197) dem britischen Richter in Bengalen William Jones zu und sieht eben darin – nicht etwa in der Jones immer wieder zugeschriebenen ‚Entdeckung‘ struktureller Ähnlichkeiten zwischen dem indischen Sanskrit und europäischen Sprachen, welche, wie wir gezeigt haben, mindestens auf das 16. Jahrhundert datiert werden kann (vgl. Rocher 2001) – dessen Schlüsselbeitrag zur Entstehung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts (vgl. Arens 1955, 135 ff.).

### **3.6 Zwischenfazit: Eine Tradition trivialer Beschäftigung mit Sprachkontakt und Sprachmischung**

Dieses Kapitel hat vor allem eines gezeigt: Es gibt eine Tradition der Betrachtung, der Darstellung und der Deutung (in einem allgemein-theoretischen Rahmen) von Sprachkontakt und Sprachmischung, die nicht nur in das 20. und 19. Jahrhundert, sondern bis an die eigentlichen Anfänge der europäischen Sprachreflexion zurückreicht. Als Deutung dieser Tradition greift Oksaars (1996, 1) Einschätzung, nach der Sprachkontakt zwar als *historische Tatsache* seit der Antike bekannt gewesen, aber nicht als ein Untersuchungsgegenstand der Sprachreflexion erkannt worden ist, viel zu kurz. Tatsächlich sind Kontakt und Mischung, diese beiden für das vorliegende Buch zentralen Themenbereiche, gar nicht von der europäischen Sprachreflexion zu trennen. Sie haben sich als Studienfelder nicht neben dieser oder zu einem bestimmten Zeitpunkt aus dieser heraus entwickelt, sondern waren immer integrativer Teil dieser Sprachreflexion – obgleich der Zugang zu ihnen wie auch der Umgang mit ihnen zu verschiedenen Zeiten durchaus heterogen war und deshalb hier noch einmal pointiert nachgezeichnet werden muss.

Sprachkontakt und Sprachmischung sind deshalb integrative Thematiken der europäischen Sprachreflexion, weil sie verschiedene Urmotive des Nachdenkens über die Sprache berühren. Es geht im Kern ja immer darum herauszufinden, wie das Wahre vom Verfälschten und wie das Eigene vom Fremden zu

unterscheiden ist, wie das Verhältnis von Stasis und Wandel (in natürlichen oder kulturell-sozialen Institutionen) zu bestimmen ist und wie Normatives und Deskriptives in ein Gleichgewicht zu bringen sind. Diese Urmotive kristallisieren sich im europäischen Sprachdiskurs seit der griechischen Antike zum Beispiel in den konkreten Fragen nach der Beziehung zwischen Sprache und Welt, zwischen den Worten (oder Zeichen) und den Dingen, die sie abbilden, und der Frage nach dem Sprachursprung beziehungsweise nach der Beziehung zwischen den Sprachen heraus. Die Thematisierung von Kontakt und Mischung beinhaltet nun eine ganz bestimmte Perspektive oder Position in Bezug auf diese Fragen, und sie fällt deshalb umso stärker oder schwächer aus, je nachdem welche Position oder welchen Fokus ein bestimmter Autor, eine Schule oder eine ganze Epoche einnimmt beziehungsweise verfolgt. Das lässt sich sehr deutlich nachzeichnen: Wird etwa die erste Frage so beantwortet, dass die Wörter und sprachlichen Formen die Dinge, die sie beschreiben, in einer mittelbaren oder unmittelbaren Weise abbilden (bis hin zum Isomorphismus), dass sie in irgendeiner Form von diesen Dingen her determiniert sind, zum Beispiel auch über die Vermittlung der Logik – dass der Sprache also, noch anders ausgedrückt, ein Wahrheitsgehalt innewohnt oder zumindest innewohnen kann, der über den rein kommunikativen Kontext hinausweist, dann werden Sprachkontakt und Sprachmischung kaum oder gar nicht thematisiert. Das ist auch plausibel, denn von diesem Standpunkt aus sind Kontakt und Mischung triviale, maximal oberflächlich interessante, aber für das Phänomen Sprache als solches irrelevante Erscheinungen, weil sie das, wie auch immer ausbuchstabierte, ‚natürliche‘ Wahrheitsgefüge zwischen den Worten oder Formen und den Dingen gar nicht ernsthaft stören könnten, wenigstens nicht ohne damit gleichzeitig die Grundbedingung des Sprache-Seins zu eliminieren, womit freilich ein Nachdenken über Kontakt und Mischung per Definition aus der *Sprachreflexion* herausfallen würde. Wird hingegen angenommen, dass keine solche ‚natürliche‘ (auch im Sinne einer *logischen*) Korrespondenz zwischen der Sprache und den Dingen besteht, dass sich die Erstere aus willkürlichen, über die Schnittstelle der Konvention sanktionierten Zeichen zusammensetzt, mit denen der Mensch sich über die Dinge verständigt, ohne deshalb über diese Dinge irgendeine epistemische Gewissheit zu haben, dann gehören Kontakt und Mischung *wesensmäßig* zur Sprache, denn dann ist jede Kommunikation auch ein Abgleichen und Aushandeln von Konventionen und damit streng genommen Sprachkontakt.

Die Geschichte der europäischen Sprachreflexion lässt sich als ein Verhandeln zwischen diesen beiden Grundpositionen lesen: Taylor (1990) nennt sie *Institutionalismus* (Sprache existiert als Institution außerhalb derer, die sie produzieren) versus *Voluntarismus* (Sprache als willentlicher Akt individueller Handelnder); Ikonen die *kausalen* versus die *autonomen Perspektiven* auf die

Sprache; Bossong (2001) spricht von *universalistischen* und *partikularistischen Perioden* in der Sprachbetrachtung. Nun sind es im hier resümierten Zeitabschnitt von der griechischen Antike bis zum Anbruch des 19. Jahrhunderts aber hauptsächlich Spielarten der ersten Position, die, freilich in breiter Ausfächerung, in der europäischen Sprachreflexion zur Anwendung kommen. In ihrer Reinform zumindest wird die zweite Position – die vollständig konventionalistische, voluntaristische, autonomistische oder partikularistische – erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts explizit in einer Sprachtheorie auftauchen und muss in diesem Fazit deshalb noch eine Leerstelle bleiben. Aus diesem Grund finden wir im hier betrachteten Zeitraum immer dann kaum oder keine Auseinandersetzung mit Sprachkontakt und Sprachmischung, wenn die Kausalrelationen zwischen Sprache und Welt im näheren Fokus stehen, wie bei Platon, Aristoteles und den Stoikern, bei den mittelalterlichen Modisten oder bei den die Sprache nach rationalistischen Prinzipien (re-)organisierenden Aufklärern.<sup>134</sup> Auch wenn eine einzelne Sprache der bevorzugte Untersuchungsgegenstand ist – sei es aus didaktischen, normativen, oder sprachpolitischen Gründen, oder auch aus Gründen der Vorbildhaftigkeit im Sinne der beschriebenen Kausalrelationen (weil eine bestimmte Sprache diese Relationen auf exzellente Weise verkörpert), wie bei den griechischen, römischen und mittelalterlichen Grammatikern, und allgemein im vornehmlich auf das Latein fixierten Sprachdiskurs des Mittelalters – dann spielen Kontakt und Mischung keine Rolle.<sup>135</sup>

Diese beiden Themen tauchen aber immer dann auf, wenn es um die zweite oben angeführte Grundfrage in der europäischen Sprachreflexion geht: die Frage nach dem Sprachursprung und den Beziehungen zwischen den einzelnen Sprachen. Anders als bei der ersten stehen bei dieser Fragestellung notwendigerweise immer mehrere Sprachen oder Varietäten beziehungsweise die Sprachenvielfalt als solche im Blickfeld und empfiehlt sich für ihre Beantwortung keine deduktive, sondern eine induktive, auf beobachtbaren Daten fußende Argumentation. Verschieden ist diese Frage von der anderen auch insofern, als sie, neben ihrem allgemein philosophischen Interesse, einen relativ

---

<sup>134</sup> Natürlich ist das nur eine grobe und zweckmäßig verallgemeinernde Richtungsangabe, denn wie wir in den entsprechenden Abschnitten gesehen haben, hatte Platon ja auch Kontakterscheinungen im Blick, Aristoteles hingegen, trotz seiner tendenziell konventionalistischen Position im *physei-thesei*-Diskurs, nicht – aber eben deshalb nicht, weil er hinter dieser oberflächlichen Konventionalität ein logisches Strukturprinzip sah und beschrieb. Ebenso konnte sich ein frühauflärerischer Universalgelehrter wie Leibniz auch für Kontakt und Mischung interessieren.

<sup>135</sup> Taylor (1990) sieht deshalb die wichtigste theoretische Verankerung auch von Wörterbüchern in der institutionalistischen Position: Wörter haben eine unveränderliche Bedeutung, sie sind entweder ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ zu verwenden.

fixen Ausgangspunkt im Christentum beziehungsweise in der biblischen Interpretation der Sprachenvielfalt als Ergebnis der Sprachzerstreuung beim babylonischen Turmbau hat (vgl. Harris und Taylor 1997, Kap. 3). Dieser Ausgangspunkt prägt die Auseinandersetzung mit der Frage durch wenigstens zwei Konnotationen: die historische Perspektive auf Völker und ihre Sprachen sowie das Verfalls- oder Korruptionsmotiv. Eine frühe Darstellung, Systematisierung und Deutung der seinerzeit bekannten Sprachen haben wir in den *Etymologiae* Isidors von Sevilla gefunden. Dort begegnet uns die Sprache erstmals als ein in Raum und Zeit veränderliches und sich in verschiedene Facetten diversifizierendes Phänomen. Dabei spielen auch Kontakt und Mischung eine bedeutende Rolle, so sind für Isidor etwa die kontemporären Varietäten des Griechischen und des Lateins *gemischte* Sprachen. Die christliche Weltanschauung stellt jedoch den Interpretationsrahmen: Isidor setzt eine genealogische Perspektive an, die den gemeinsamen Ursprung aller Sprachen und Völker auf den Turmbau zu Babel zurückführt; die Diversifizierung des ursprünglich einen Volkes und der einen Sprache (Hebräisch) ist damit an das Bestrafungstopos der Bibel gekoppelt. Vielsprachigkeit (und damit Sprachkontakt) hat in dieser christlichen Tradition keine positive Konnotation, sie wird nicht als pragmatisches Werkzeug der Verständigung wahrgenommen, sondern als Hindernis und Übel. Analogisch zu dieser ersten Sprachverwirrung fällt dann gewissermaßen auch jede weitere sprachliche Diversifizierung unter den Verdacht, Verfall und Korruption zu sein, den Abstand zwischen der Gegenwart und der paradiesischen Ureinheit von Mensch und Gott zu vergrößern.

Auch das mit der Renaissance neu erwachende Interesse an der Sprachenvielfalt weicht nicht grundsätzlich von dieser weltanschaulichen Linie ab und ist deshalb in sich immer ein Stück weit ambivalent. Beschleunigt von der kolonialen Expansion und dem Buchdruck erweitert der Blick auf das Einzelne, Spezifische, Partikulare rasant den linguistischen Materialfundus, und neue Ordnungs- und Systematisierungsansätze werden notwendig. Dante gruppiert mit großem Weitblick die europäische Sprachlandschaft, Bibliander sucht in den bekannten Sprachen seiner Zeit eine gemeinsame strukturelle Schnittmenge – die verbliebenen Spuren der ursprünglich einen, göttlichen Sprache –, und J.J. Scaliger überträgt das Fortpflanzungs- und Verwandtschaftsprinzip auf die Sprachen, indem er ‚Muttersprachen‘, ihre Abkömmlinge und diesen Verbund als eine geschlossene Gruppe, als Sprachfamilie interpretiert. In diesen und ähnlichen Arbeiten sind auch Kontakt und Mischung immer als relevante Faktoren berücksichtigt (mal mehr, mal weniger explizit) – am deutlichsten sicherlich bei Gessner, der als Erster die Gemischtheit aller gesprochenen Sprachen proklamiert und damit gewissermaßen die Hybridisierung als eine Grundbedingung des Sprachlebens definiert. Die Deutung des Beobachteten aber ist vielfältig, vor allem deshalb, weil das wissenschaftliche Interesse auf der einen, und

die Bibel als weiterhin maßgebende Deutungsautorität auf der anderen Seite sich widersprechen: Sprachwandel, Diversifizierung und Vermischung werden tendenziell weiter als Verfall, Korruption und Verunreinigung beschrieben, aber es mehren sich auch Stimmen wie die Dantes, der in der Veränderung der Sprachen ein Wirkungsfeld des unsteten Wesens des Menschen und deshalb (zumindest *auch*) ein achtenswertes Gut erkennt, oder die Nebrijas, der vergleichsweise neutral einen Lebenszyklus der Sprachen beschreibt und daraus konstruktiv die Notwendigkeit einer fixierenden Grammatik, in seinem Fall des Kastilischen, ableitet. Gerade die romanischen Sprachen spielen eine herausragende Rolle in diesem Emanzipationsprozess, da sie, die geradezu modellhaften ‚Korruptionen‘ des immer noch als Vergleichsgegenüber zur Verfügung stehenden Lateins, nun zunehmend als Sprachen mit eigener Berechtigung (wenn auch selten so frei vom Vorwurf der Korruption wie bei Dante oder Nebrija) wahrgenommen werden.

Belastbare Konkurrenz bekommt die christliche Lesart der Sprachenvielfalt und des Sprachwandels erst mit der Aufklärung und der Formierung der modernen Naturwissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert. Das mechanistische Sprachbild in den aufklärerischen Diskursen affirmiert die historische Veränderlichkeit der Sprache und die Möglichkeit (oder Notwendigkeit), sie aktiv zu verändern, damit sie den an sie gestellten Ansprüchen gerecht werden kann. Sprachkontakt und -mischung sind jedoch keine Prozesse, die in dieser Hinsicht förderlich scheinen und werden deshalb, das heißt nun aus anderen Motiven, wieder als Korruption und Verfall gedeutet oder ganz ausgeklammert. Aber auch im ungesteuerten Sprachwandel sieht etwa Leibniz keinen Makel der Sprache, sondern ihre Stärke, sich parallel zur Erkenntnis der Sprecher fortzuentwickeln. Zumindest potentiell fällt darunter wohl auch kontaktbedingter Sprachwandel. Abgelöst wird das mechanistische Sprachbild schließlich von einem, das auch das nun folgende 19. Jahrhundert einschneidend prägen sollte: das organistische. Die Idee von der Sprache als sich selbst organisierendes (nicht, wie in der Aufklärung vorgestellt, von außen organisierbares) Phänomen interagiert vielfältig mit philosophischen, ethnologischen und anthropologischen sowie auch kulturpatriotischen und frühnationalistischen Diskursen, und sie bringt noch einmal einen neuen Blick auf Kontakt und Mischung. Herder deutet die Sprachenvielfalt vielleicht als Erster uneingeschränkt positiv, denn er hält die Sprachen für essentiell dynamische Unikate einer individuellen nationalen Welterfahrung. Der dynamische Aspekt ist entscheidend: Eine Sprache muss kontinuierlich mit dieser Welterfahrung wachsen, und das kann sie auch, oder sogar besonders gut, im Austausch mit anderen Sprachen, also im Sprachkontakt. Wilhelm von Humboldt baut schließlich auf einige der herderschen Gedanken auf und erkennt, wie schon Gessner, unter den lebendigen Sprachen keine einzige, die völlig unge-



mischt geblieben wäre. Danach kann die Einmischung in eine Sprache zwar Brüche in der im Gang ihrer Geschichte entwickelten Struktur hervorrufen, aber die eingeführten Elemente werden vom Sprachorganismus assimiliert und das organische Wesen der Sprache bleibt fast immer erhalten.

Es gibt also zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Europa eine mehr als zwei Millenien umspannende Tradition der Beschäftigung mit Sprachkontakt und Sprachmischung, die allerdings, und das ist ein signifikant abgrenzender Aspekt, im hier resümierten Zeitraum immer als zum Wesen der Sprache gehörende und in diesem Sinne als *triviale* Phänomene gefasst wurden. Der vielleicht wichtigste Grund dafür ist, dass die philosophische Auseinandersetzung mit dem Netzwerk von Sprache, Dingen, Ideen und Welt, die wir oben als einen Kristallisationspunkt der europäischen Sprachreflexion bezeichnet haben, über den gesamten Zeitraum hinweg eine hinter der Sprache liegende Wahrheit oder Kausalität, einen ersten Grund, ein tieferes Wesen im Blick hatte, aber nie eine gänzlich konventionalistische Position eingenommen hat, in der die Sprache also nichts anderes darstellt als ein arbiträr organisiertes und konventionalisiertes, sozio-pragmatisches Werkzeug des Menschen. Die Sprache sollte direktes Abbild der Dinge oder Ausdruck allgemeiner Ideen, Spiegel oder Surrogat einer göttlichen, logischen oder vernünftigen Ordnung, göttliche Gabe, auf universale Vernunftprinzipien abgestimmter Mechanismus oder von sich aus waltender und sich selbst verwaltender Organismus sein. Aber sie war nie (das heißt *noch* nicht) Sprache als ein rein soziales beziehungsweise historisches Gut, ein dem Menschen als ihrem Schöpfer und einzigem Agens unterstelltes Phänomen. Im Rahmen all dieser tradierten Vorstellungen mögen Sprachkontakt und Sprachmischung oberflächlich wirken und Abbilder, Spiegel, Gaben, Mechanismen und Organismen auch verzerren oder entstellen – aber ihren Sinn, ihre Herkunft, ihren Grund und ihr Wesen berühren sie nicht und können sie nicht alterieren. Damit stellen Kontakt und Mischung zwar bemerkenswerte Erscheinungen, aber keine substantiellen theoretischen Probleme dar. Deshalb werden sie diskursiv einbezogen und kritisch reflektiert, oder methodisch ausgeblendet, aber sie werden nirgendwo als Studienobjekte (oder gar insgesamt als Phänomene) negiert, noch müssen sie explizit affirmiert werden. Sie werden weder systematisiert noch theoretisiert und kaum problematisiert, denn sie gehören auf eine einfache, triviale Weise zum Leben und Wachsen jeder Sprache. Aus diesem Grund entsteht im resümierten Zeitraum noch kein geordneter Ansatz zur wissenschaftlichen Erforschung von Kontakt und Mischung, kein Sprachkontaktparadigma in der Bedeutung, die wir in dieser Arbeit ansetzen. Doch das Attribut des Trivialen werden sie nun, im 19. Jahrhundert, einbüßen, und dies ist der Startschuss und die notwendige Voraussetzung für die Schaffung eines solchen Paradigmas im letzten Drittel desselben Jahrhunderts und für die Emergenz einer in diesem Paradigma fundierten Disziplin Kontaktlinguistik.